

Kurt Dantzer

Gottesräume

Zur Spiritualität in den Strukturen von Kirche und Diakonie¹

Schau, wie gut, wie schön!
Brüder und Schwestern halten zusammen!
(Ps 133,1)

1. Ein unüberwindlicher Graben?

„Spiritualität in den *Strukturen* von Kirche und Diakonie“ – ist das heute überhaupt ein Thema? Lohnt es sich, bei aller Skepsis bis Ablehnung gegenüber Institutionen im Allgemeinen und den großen Kirchen im Besonderen darüber noch viele Worte zu verlieren? Als ich meinem Buchhändler erzählte – er ist Kirchenvorsteher in einer Großstadtgemeinde – dass ich an diesem Thema arbeite, meinte er nur trocken: „Na, da sind Sie ja schnell mit durch.“ Dann erzählte er mir, seit es die Gemeindeschwestern bei ihnen nicht mehr gäbe, die die alten Menschen „zu Tode gepflegt“ und damit einher auch geistlich begleitet hätten, seien die Erbschaften für die Kirchengemeinde schlagartig zurückgegangen. Das sei zwar schon etliche Jahre her, doch nun würde an den Zuschüssen für die Gemeindediakonie drastisch gestrichen. – Als ich die Buchhandlung verließ, hatte ich das Gefühl, eher nicht mit dem Thema „schnell durch“ zu sein. So ist es bis heute.

Da ist das Bild von einem unüberwindlichen Graben: hier eine „natürlich“ lebendige Spiritualität bei einzelnen Persönlichkeiten, in kleinen Gruppen und Gemeinschaften, in Klöstern, bei besonderen Gottesdiensten und großen Events und dort dann die „selbstredend“ in finanz-ökonomischen und juristischen Strukturen, in politischen Interessen verhafteten Kirchen und mit und neben ihnen die Diakonie und Caritas. Dieses Bild reicht hinein bis in unsere Kerngemeinden und wirkt unter der Mitarbeiterschaft, Pfarrerinnen und Pfarrer einbezogen. Da wo diese sich einer zunehmenden Arbeitsverdichtung, einem den Atem raubenden Zeitmangel und permanentem psychischen Druck ausgesetzt sehen, prägt sich dieser Graben im Bewusstsein nur noch tiefer ein.

Ein Beispiel: Ein Pfarrer, der sich einmal im Jahr einen einwöchigen Meditationskurs als kirchlich anerkannte (!) Fortbildungsmaßnahme gönnte, sprach von seinem „Gefühl der Kälte“ gegenüber der Institution Kirche. Seine persönliche Spiritualität könne er nur noch abseits von Kirche und Gemeinde leben. Da frage ich: Was hat sich hier ereignet? Was hat sich mit den Jahren in seiner Berufsperson, in seinem Berufsbild, in seinem Verhältnis zur Kirche festgefahren, dass er Beruf und persönliche Spiritualität gedanklich nicht und praktisch auch nicht zusammen bekommt? Andererseits äußerte auch dieser Pastor ein

¹ Dieser Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den ich am 15.09.2007 in der Ev. Akademie Iserlohn anlässlich des 30-jährigen Jubiläums des Arbeitskreises für Meditation und geistliches Leben in der Ev. Kirche von Westfalen gehalten habe. Ich danke Friederike Busse, Peter Diepold, Maike Ewert, Irmgard Nauck, Andreas Seifert und Folker Thamm für die ebenso kritische wie ermutigende Begleitung bei der Entstehung des Textes.

Mangelgefühl. Die Sehnsucht nach geistlicher Wärme und Klärung, nach echtem Mitgefühl und praktischer Solidarität untereinander, die Sehnsucht also nach Erfahrung von *geistlicher Heimat*, die auch in dem professionellen oder semiprofessionellen Alltag zu merken ist, war noch nicht einer völlig resignativen Einstellung gewichen. Diese Begegnung war für mich kein Einzelfall.

Der Wunsch, dass der Graben zwischen der eigenen Spiritualität und der Arbeit in den immer stressiger werdenden organisatorischen Strukturen überwunden werden möge, scheint unausrottbar. Diese Sehnsucht, der Wunsch ist jedenfalls da bei denen, die in der Kirche und Diakonie leben und arbeiten und denen eine lebendige Entfaltung des Glaubenslebens im Beruf oder im Ehrenamt eine offene Frage geblieben ist. Die Frage ist lebendig bei denen, die mehr wollen als wohlfeile geistliche Worte in Grundsatztexten und Hochglanzbroschüren. Deren Vision von Spiritualität in den Institutionen reicht weiter als nur zur „Kunst am Bau“, wie einer sarkastisch sagte.

Wenn sich das Diakonische Werk der EKD Anfang 2008 in einer umfangreichen Dokumentation über die „Charakteristika einer diakonischen Kultur“² ausführlich zu den Fragen der Kommunikation des Glaubens, der Frömmigkeitspraxis, der Gemeinschaft im Glauben geäußert hat; wenn sich der Hannoversche Pfarrvereinstag im März 2009 mit dem Thema „Geistliches Leiten in der Kirche“ befasst hat,³ dann sind dies Anzeichen dafür, dass die Frage nach der Spiritualität in den institutionellen Strukturen viel mehr professionelle Akteure bewegt, als von außen erkennbar.

„Der Wind (also der göttliche Geist) weht, wo er will“, nur nicht an den Orten, wo nach christlichem Verständnis in seinem Sinne gearbeitet wird? Nur nicht dort, wo so viel Wichtiges, Notwendiges bedacht und beraten, besorgt und gesteuert, produziert und verbreitet werden soll? Das kann nicht sein, das darf nicht sein, sagen viele, sage ich auch. Denn das wäre „der Tod im Topf“. Es entstünde zu viel Ungenießbares – weil in den Köpfen dann auch in den „Töpfen“. Es würden sich Gerüche ausbreiten, die niemanden erfreuen, so dass man das Kochgeschirr samt Inhalt besser „vom Feuer“ nimmt, sprich: keine Energie mehr investiert, und es resigniert beiseite stellt.

Vielleicht ist es aber auch gar nicht so? Vielleicht brauchen wir nur einen besser geschärften Blick für das, was an all diesen Beratungs-, Entscheidungs- und Macher-Orten nicht nur nötig, sondern was spirituell auch möglich ist. Vielleicht braucht es Menschen, Einzelne und Gruppen, die von der Suche nach dem Geist in den Strukturen bewegt sind und etwas bewegen wollen. Ich habe all jene *Akteure aus Passion* im Blick, die sich in ihrer Arbeit selbst als Teile vom Geschirr *und* der Speise sehen und nicht nur mit dem einen hantieren und auch nicht nur das andere genießen wollen.

Besinnen wir uns auf eine andere Metapher, jene aus dem neuen Testament, die uns als „lebendige Steine“ in Anspruch nimmt: aus uns werde ein „geistliches Haus“ gebaut (1 Petr 2,5). Lebendige Steine, geistliches Haus - paradoxe Bilder: Lebendigkeit in harter Materie,

² Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Charakteristika einer diakonischen Kultur. Stärkung des diakonischen Profils, Stuttgart 2008.

³ Mit Vorträgen von Landesbischofin Margot Käßmann zu diesem Thema und von Prof. Annegret Böhrer zum Thema „Von Leitungserfahrungen außerhalb der Kirche lernen“ abgedruckt in: Hannoversches Pfarrvereinsblatt 2/2009.

bewegt-bewegender Geist und statischer Bau in eins. Diese Widersprüche sprechen mich an. Sie zielen jenseits von semantischer Logik auf eine Auflösung in der Lebenspraxis von uns Christinnen und Christen. Mit den Metaphern als „heiliger Priesterschaft“, die „geistliche Opfer“ darbringen – ein für protestantisch geprägte Menschen eher befremdlicher Ausdruck – ist die hohe Bedeutung sowohl von uns als Akteuren als auch dessen, was durch uns im geistlichen Haus geschieht markiert. Die geistlichen Opfer werden durch Jesus Christus, „dem lebendigen Stein“ geschehen, also in seinem Sinne, in seiner Kraft, in seiner Geistesspur. So werden sie Gott gefallen. Was mit den Opfern gemeint ist, ist in seiner Intention eindeutig: „dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat aus der Finsternis in sein wunderbares Licht.“ (V. 9b)

Diesen Auftrag und seine Grundlagen im Sinn will ich einen Blick darauf richten, was spirituell in unseren kirchlichen Strukturen⁴ nötig und auch was möglich ist. Ich möchte fragen, wo und wie sie von göttlicher Geistkraft heute belebt werden und bewegt werden können. Die Wohltaten Gottes anzunehmen, unter sich wirken zu lassen und durch Wort und Tat anderen Menschen nahe zu bringen – wenn dies der Weg auch für die Christinnen und Christen ist, die im Dienst der Kirche und ihrer Diakonie stehen, dann bedeutet das: Sie sind dazu *berufen* und auch *begabt*, ihre vielfältig vorhandenen Fähigkeiten in das Leben des „geistlichen Hauses“ einzubringen. Ihre „Häuser“ warten darauf.

2. Spiritualität: das Feld

Ein morgendliches Erlebnis: Ich stehe angelehnt an unsere offene Terrassentür. Der Wind weht über die Wesermarsch, er weht durch die Straßen unserer kleinen Stadt, an den Häusern vorbei und über die Dächer hinweg. Ich stehe da und frage mich: Was kümmert es die Häuser (da kein heftiger Sturm weht), dass dieser Wind an ihnen entlang streicht? Und was (außer einigen Verwirbelungen) kümmert es die Lüfte, dass ihnen eine Ansammlung von Steinwänden und Ziegeldächern im Wege steht? Was haben sie mehr miteinander zu tun, als dass da eine Berührung an der Oberfläche der Häuser geschieht? Und dann der Gedanke: Ist die Vorstellung völlig absurd, dass Steine zu singen beginnen und die Windrichtung auch durch die Häuser beeinflusst wird?

Die – nicht nur gedankliche – Verbindung von Wind und göttlichem Geist liegt bei unserem Thema nahe. Wir bewegen uns auf dem Feld christlicher Lehre vom Heiligen Geist und von der Kirche. Doch es soll an dieser Stelle nicht um Theologie im Sinne von Lehre gehen, sondern um ein – allerdings auch theologisch begründetes – Verständnis von *Spiritualität*. Es geht also um ein durchaus erfahrbares Geschehen, um wahrnehmbare Phänomene unter Menschen, um kirchliche Praxis und persönliches Glaubensleben. Das Thema ist also: Wie wird – zunächst im Bild gesprochen – da, wo die Häuser stehen, aus Oberflächenberührung eine *Resonanz*, ein merkbares Zusammenspiel? Wie werden die Häuser durchlüftet? Wie wird das, was in ihnen geschieht, ein Hinweis darauf, dass die Menschen in einer guten Luft, in einem lebensdienlichen Klima leben und arbeiten? Wie sorgen sie selbst dafür?

Anders gefragt: Wie findet die Präsenz und Wirkkraft des göttlichen Geistes – des *pneuma*, der *ruach* – *in uns* und *unter uns* Christinnen und Christen gerade auch in den Strukturen von

⁴ Ich meine mit kirchliche Strukturen selbstverständlich auch jene in der Diakonie. Auch wenn heute weithin eher als unternehmerische Organisationen verstanden werden, spielt dies für meine Überlegungen keine Rolle.

Kirche und Diakonie ihren Ausdruck? Wie gewinnt sie wahrnehmbare Gestalt? Dabei geht es einerseits um sehr persönliche Prozesse bei den Einzelnen, bei den Akteuren. Andererseits betrifft es die überindividuellen, die gemeinschaftlichen Prozesse der Gestaltung; denn diese sind, so wissen wir, nie nur den äußeren Verhältnissen geschuldet, sondern sind immer auch als Hinweis auf die in ihnen wirksamen Gestaltungskräfte wahrnehmbar. Ich stelle also auch die Frage nach dem *Offenwerden* der kirchlichen Strukturen für das Wirken göttlichen Geistes, der uns verheißen ist, und nach dem *Gestaltwerden* des Geistes unter unseren heutigen institutionellen Bedingungen. Damit frage ich theologisch, wo Gottes Wirken seinen Ort in diesen Strukturen bekommt, und spirituell, wo und wie wir als darin arbeitende und lebende Menschen uns darauf einstellen und uns von ihm bestimmen lassen.

Mit dieser Fragestellung deute ich implizit schon an, was ich unter *christlicher Spiritualität* verstehe. Die Begriffe „Spiritualität“ und „spirituell“ sind, vor zwanzig Jahren in der Kirche fast noch Fremdworte, heute zu Modewörtern geworden, zu Container-Begriffen, die alles Mögliche in sich tragen sollen. Doch nicht nur darum sehe ich die Aufgabe, den Begriff der Spiritualität zu erläutern. Durch diese in der christlichen und außerchristlichen Ökumene schon lange gebrauchten, im deutschen Sprachraum noch jungen Worte geraten einige Phänomene und Horizonte neu in den Blick.⁵ Es sind Fragestellungen und Praktiken, die uns nicht nur gegenüber anderen religiösen und kulturellen Traditionen gut zu *Gesicht* stehen (Stichwort ‚Profilbildung‘). Sie können uns als Einzelne wie in der Gemeinschaft auch von *innen her* möglicherweise Kraftquellen zuführen, die uns helfen, unter den gegenwärtigen säkularen Bedingungen das zu werden, was uns verheißen ist: vom Geist begabte Töchter und Söhne Gottes in der Gemeinde Jesu Christi zu sein, „mitaufgebaut zu einer Wohnung Gottes im Geist“ (Eph 2,22). Zu einer *Wohnung im Geist*: Es gibt theologisch keinen Grund, die Strukturen unserer christlichen Institutionen von dieser Verheißung auszunehmen. Es gibt aber allen Grund, nach der Spiritualität in ihnen zu fragen.

In biblischer Tradition können wir für ‚Spiritualität‘ zunächst bündig ‚geistliches Leben‘ sagen⁶ – für mich ein sehr schönes Wort. Es beinhaltet eigentlich schon alles. Doch ist es in der Vergangenheit fast durchweg spiritualisiert, und damit zu eng verstanden worden. So ist es eine gängige, aber kurzschlüssige Engführung, geistliches Leben einfach mit der praxis pietatis, der Frömmigkeitsübung, oder mit der Innerlichkeit des Einzelnen gleichzusetzen. Spiritualität beinhaltet christlich gesehen mehr. Als ‚Leben im Geist‘ oder ‚Leben aus dem Geist‘⁷, umfasst sie alle Dimensionen menschlichen Lebens, insbesondere der kommunikativen Beziehungen, sofern sie vom Glauben an die Gegenwart Gottes, d. h. von der Geisteskraft Gottes getragen und bestimmt sind⁸ (vgl. Eph 1,17-19; 2,16-19). Daher möchte ich Spiritualität im Anschluss an Simon Peng-Keller als ‚geistbestimmtes Leben‘ bezeichnen. „Ein solcher Spiritualitätsbegriff bezeichnet ebenso die *Formkraft*, die ein solches Leben bestimmt, wie die *Grundhaltung* und *Praxis*, die sich der Präsenz des Geistes verdanken.“⁹

⁵ Vgl. Simon Peng-Keller, Zur Herkunft des Spiritualitätsbegriffs. Begriffs- und spiritualitätsgeschichtliche Erkundungen mit Blick auf das Selbstverständnis von Spiritual Care, *Spiritual Care* 3 (2014), S. 36 – 47.

⁶ Vgl. Ulrich H. J. Körtner, Wiederkehr der Religion? Das Christentum zwischen neuer Spiritualität und Gottvergessenheit, Gütersloh 2006, S. 97.

⁷ Vgl. Johannes Fischer, *Leben aus dem Geist. Zur Grundlegung christlicher Ethik*, Zürich 1994, S. 150f.

⁸ Vgl. a.a.O., S. 154, 159.

⁹ Simon Peng-Keller, *Einführung in die Theologie der Spiritualität*, Darmstadt 2010, S. 14, Hervorhebungen von mir.

Exkurs: Spiritualität als geistbestimmtes Leben in der Gemeinschaft der Christen nach dem Neuen Testament

Die wesentlichen theologischen Linien zum Thema sind zwar in unterschiedlichen Kontexten formuliert worden, doch sie sind inhaltlich so miteinander verbunden, dass sie das *Feld* geistbestimmten Lebens in der Gemeinschaft der Christen markieren. Dass, wie an den ersten Bestimmungen erkennbar, der Geist Gottes weit darüber hinaus führt, bleibt unbestritten.

Christlicher Spiritualität geht es um das *Leben in der Gegenwart, im Wirkungsfeld des göttlichen Geistes* (Röm 8,9; Eph 1,13f), des Geistes der Liebe (1 Kor 13,13; Gal 5,13-26), des Friedens (Joh 20,19-23; Gal 1,3f) und der Freiheit (2Kor 3,17; Gal 5,1). Als getaufte Christen lernen wir, in dieser Geistes-Gegenwart zu leben. Das bedeutet, dass wir als von der göttlichen Geistes-Kraft Begabte, aufgefordert sind,

- Gottes verborgenes Da-Sein und Wirken in uns, unter uns und in unserer Lebenswelt zu *suchen* und zu *entdecken* (Mt 7,7f; 13,45f),
- ihm vertrauensvoll zu *begegnen* (Mt 6,6.31-34) und ihm liebend, erkennend, handelnd zu *entsprechen* (Röm 12,2; Eph 5,1f),
- so dass Gottes Geist der Liebe, des Friedens und der Freiheit bei uns in unseren raumzeitlichen Gegebenheiten und Grenzen erfahrbar und wirkmächtig *Wohnung nehmen* kann (Röm 8,9.11; 1Kor 3,16).

Es geht christlicher Spiritualität also darum, dass wir uns durch die ganze Jesus-Christus-Geschichte – von seinem ersten öffentlichen Auftreten bis zu seinem Tod und seiner Gegenwart als von Gott Auferweckter – *zu einem Leben ,in Christus‘ inspirieren und leiten lassen* (Röm 8,1f), d. h.

- zum Leben in einem uns befreienden, versöhnenden, erneuernden *Leibraum* (2Kor 5,17), in dem unser Menschsein, unser „Sinnen und Trachten“ wahrhaft menschlich wird (Phil 2,5-11), in der Liebe verwurzelt, im Innern gestärkt, in der Erkenntnis geweitet, vom Reichtum Gottes erfüllt (Eph 3,16-19), nach seinem Bild verwandelt (2Kor 3,18; Eph 4,24);
- zum Leben in einem *Beziehungsraum*, der von dem *einen* Geist (Eph 4,2-6) erfüllt ist und erkennbar geprägt von gegenseitiger Liebe untereinander (Joh 13,34f) und seiner ihm eigenen Wachstumsdynamik (Gal 5,22f), im gemeinsamen Gebet (Mt 6,-13) und der Fürbitte füreinander (Eph 6,18; Jak 5,13-16), gekennzeichnet von gegenseitiger Anerkennung und Sorge füreinander anstelle von Isolation und Ausgrenzung (1Kor 12,12f.25), von gegenseitiger Achtsamkeit und Mitgefühl anstelle von Selbstbezüglichkeit und Eigennutz (Phil 2,1-4),¹⁰ von Barmherzigkeit in einem weitem Herzen (Lk 6,36; 1Petr 3,8), einer segnenden Grundhaltung (1Petr 3,9) anstelle von Vergeltung,

¹⁰ Vgl. Magdalene Frettlöh, Gott, wo bist Du? Kirchlich-theologische Alltagskost, Bd. 2, Erev-rav-Hefte Biblische Erkundungen Nr.11, Knesebeck 2009, S. 142.

von Vergebungsbereitschaft (Mt 6,12; 18,21f), Sanftmut und Hilfsbereitschaft (Gal 6,1) anstelle des Drangs zum Urteilen und Richten (Mt 7,1-5), von der Bereitschaft zu offener Konfliktbearbeitung (Mt 18,15-17) in Liebe füreinander und im Streben nach Einmütigkeit (Phil 2,2) anstelle von übler Nachrede und Vergeltung (1Petr 3,8f);

- zu einem *gemeinsamen* Leben in einer *Vielfalt* von Begabungen, Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten (1Kor 12,28) und gerade darin in *einem Geist* (1Kor 12,4-11) anstelle von Streben nach Omnipotenz (1Kor 12,29f), in einer gemeinsamen Sprachschule des Glaubens und Hoffens (1Petr 3,15) und der Dankbarkeit (Kol 3,16) anstelle von Rangstreitereien (Mt 18,1) und Eifersucht (Mt 20,20-24), in gegenseitiger Demut (Phil 2,3; Eph 4,2) anstelle von Hochmut (1Petr 5,5), im Dienen anstelle von Herrschen (Mt 20,26-28);
- dazu *ausgesandt auf einen Weg*, als Salz die Erde genießbar zu halten und als Licht die Welt zu erhellen (Mt 5,13f), indem die nach innen wie nach außen gerichtete Unterscheidung der Geister (1Kor 12,3.10; 1Joh 4,1) die allseitige Kommunikation reinigt und die Völker aufgrund der Übereinstimmung von Hören und Handeln (Mt 7,24-27; Jak 1,21-25) die guten Taten sehen können, zur Erkenntnis der Wohltaten Gottes kommen (1 Petr 2,12) und sich eingeladen fühlen können, gemeinsam an diesem Geschehen teilzuhaben.

Die Vielfalt der neutestamentlichen Aussagen zum geistbestimmten gemeinsamen Leben lässt sich in ihrem Zusammenhang so darstellen: Spiritualität führt uns ein in die Gemeinschaft, in den Raum, den wir *Leib Christi* nennen. Sie ist damit ein *Leben in der Wirkungssphäre des Heiligen Geistes*. In christlicher Tradition wird dieses Leben *inhabitatio* genannt, Einwohnung, Metapher für ein gegenseitiges Wohnung Geben und Nehmen: *Wir wohnen im Beziehungsraum der göttlichen Geisteskraft, und diese wohnt und wirkt in uns, so dass der Leibraum Christi uns verwandelt und für andere einladend und wohnlich wird.*

Wenn wir die Frage des Toragelehrten an Jesus nach dem höchsten Gebot in der Tora einmal aus ihrem polemischen Zusammenhang (Mt 22,34ff) herausnehmen, dann können wir sie auch als die spirituelle Frage nach der Grundweisung Gottes an uns Menschen lesen: Worauf ist unter allen Umständen zu hören, wenn wir Gottes Reich, Gottes Wirklichkeit finden wollen? Die Antwort Jesu: „Du sollst Adonaj, deinen Gott, von ganzem Herzen, mit deinem ganzen Leben und mit deinem ganzen Verstand lieben. Dies ist das große und erste Gebot. Und das zweite ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt die ganze Tora und die Prophetie.“ (Mt 22,37ff) Das sog. Doppelgebot der Liebe zeichnet als Grundstruktur eine Dreiecksbeziehung zwischen Gott, dem angesprochenen Ich und dem Nächsten, in der das geistliche Leben geschieht. Es ist die Grundstruktur christlichen Lebens.¹¹ Das Wort Gottes will im ganz wörtlichen Sinne „Fleisch“ werden, es will sich inkarnieren – indem wir es in uns und für uns selbst *empfangen* und *annehmen* (Rezeption), indem wir mit ihm *mitschwingen* und ihm *antworten* (Resonanz und Responion), indem wir uns ihm entsprechend *verhalten* und für andere, mit anderen *handeln* (Reaktion). Dem will Spiritualität als ein ganzheitliches, d. h. beziehungsreiches

11 Vgl. Ingolf Dalferth, Religiöse Rede von Gott, München 1981, S. 365-391).

geistliches Leben dienen. Sie ist Folge und Ausdruck der *incarnatio*, der Fleischwerdung des göttlichen Wortes (Joh 1,14).

Damit scheint mir das Feld, in dem christliche Spiritualität biblisch-theologisch zum Thema wird, einigermaßen umrissen. Diese Felderkundung bewahrt uns vor einer allseits gefälligen Beliebigkeit wie auch vor einer milieubestimmten Enge, die den Geist nur dämpfen und hindern würde. Auf dieser Grundlage lässt das Besondere des Phänomens heutiger christlicher Spiritualität ausmachen.

3. Christliche Spiritualität: das Eigene

Spiritualität beruht – im Gefolge der biblischen Erfahrungen – zuallererst auf einem *unsichtbaren Geschehen*, das sich in der Kommunikation zwischen Gott und uns als Einzelnen, zwischen uns und Gott vollzieht. Es hat und braucht darum seinen *Innenraum* und seine intime Sphäre, wie ja auch die Selbstwahrnehmung, das Gespräch, in dem wir mit uns „beisammen“ sind, diese Sphäre braucht. Dafür steht etwa das alte Wort *Einkehr*, das unsere ausdrückliche Hinwendung zu Gott, unsere Suche nach Gott meint. Geistliches Leben kann sich ohne den Weg in unser Inneres, in unsere Mitte, in unser „Herz“, also dorthin, wo wir mit uns und mit Gott allein sind, nicht entfalten. Der Geist, das Wort Gottes, will sich *in uns*, in Körper, Seele und Geist, einwurzeln (Eph 3,16f) wie ein Same in die Erde. Wenn Spiritualität heute oft einseitig in dieser Richtung entfaltet wird, dann v. a. deshalb, weil hier besondere Defizite in unserer westlichen Kultur und in unserem kirchlichen Leben empfunden werden.

Andererseits drängt geistliches Leben *nach außen*. Es will ans Licht und will Licht geben, es will Früchte tragen und andere nähren. Es will in unserem alltäglichen *Lebensraum* in Erscheinung treten, so wie Gott erfahrbar in Erscheinung getreten ist. Christliche Spiritualität ist darauf aus, dass wir in unserer Welt die Gegenwart Gottes, die uns verheißen ist, nicht nur gedanklich nachvollziehen, sondern sie auch erleben und – mit eigenen oder geliehenen Worten – beschreibbar, erzählbar mitteilen, was wir glauben. Sie ist darauf aus, dass wir davon auch *Zeugnis* ablegen und dies nicht nur mit Worten, dies aber auch, sondern dass wir durch unsere Haltung und Ausstrahlung, durch unser Verhalten und Handeln zum Ausdruck bringen, was uns in dem Wirkungsfeld Jesu Christi wirklich „Eindruck macht“. Der Geist der Liebe, der uns erfüllen und zur Lebensfülle führen will, führt uns zu unseren Mitmenschen, zu unserer Mitwelt. Er will in der *Kommunio* und *Kommunikation*, er will in der Beziehung zu anderem Leben und in vielfältigen Beziehungsräumen mit anderem Leben gelebt werden.

Christliche Spiritualität ist alles andere als eine nur innerliche, nur vergeistigte oder auch nur private Angelegenheit. Für beides aber, für die innere Kommunikation mit Gott wie für das Leben in der *Kommunio*, braucht das Sein in Christus – unter den Bedingungen von Raum und Zeit – *ausdrückliche Gestalt*. Seien die Versuche, die Wege und Umwege geistlichen Lebens noch so anfänglich, noch so fragmentarisch: individuelle und gemeinschaftliche Konkretionen sind unumgänglich, wenn die Kraft des Geistes unser Leben nicht nur oberflächlich berühren soll. Der Geist will unser Leben – und damit auch unser Arbeiten, unsere Kommunikation und Kooperation – durchdringen, verwandeln, ja er will, was unserem modernen Autonomiebewusstsein zu widersprechen scheint, es mehr und mehr bestimmen. Der Geist Jesu Christi will leiblich, nicht leidlich in uns wachsen. Die göttliche

Lebenskraft will Raum gewinnen. Jedes Wachstum aber braucht die ihm angemessene Struktur, jede Dynamik braucht ihre Form und ihren Widerstand. Sonst „verfliegt“ sie. Daher sucht christliche Spiritualität nach ihr gemäßen Räumen und Zeiten, nach konkreten Orten und Wegen, seien es alte wiederzuentdeckende oder neu sich entwickelnde.

Spiritualität braucht darum *Lernwege*, in denen sich das Hören auf Gottes Wort – ob leise oder laut – und das eigene Antworten – ob in der Stille oder hörbar –, das Wahrnehmen von Gottes verborgener Gegenwart wie die Eigenwahrnehmung in Gottes Gegenwart einüben und wiederholen lässt. Wir können hierfür das Wort *Methoden* gebrauchen.

Spiritualität braucht ebenso auch deutliche, plausible *Lebensformen*, die uns als Einzelne und gemeinsam mit anderen in den gegebenen schöpfungsmäßigen *Rhythmus* von Einüben und Ausüben, Arbeit und Ruhe, Beschleunigen und Verlangsamten einfügen. Sie braucht ebenso akzeptierte wie eingeübte Formen, die das miteinander Reden und aufeinander Hören, das gemeinsame Feiern und die einsame Stille, das Erinnern und das Projektieren, das Geben und sich geben Lassen fördern. All diese in der Tradition bis heute sehr verschiedenartig ausgebildeten Lernwege und Lebensformen möchte ich mit dem traditionellen Begriff Frömmigkeitsübung oder *praxis pietatis* bezeichnen.

Christliche Spiritualität sucht – in der Bewegung des göttlichen Geistes – darüber hinaus aber auch nach einer ausdrücklichen gestalteten *Lebenspraxis*. Sie sucht nach einem persönlichen individuellen wie gemeinschaftlichen Engagement, nach einem Lebensstil, einem Ethos, das aus dem Geist der geschwisterlichen Liebe gespeist, also eingebettet ist in eine dem Geist Gottes entsprechende innere *Haltung*. Auch die Beobachtung und Pflege christlicher *Tugenden* als Orte der Geisteskraft hat hier ihren Zusammenhang.

Gemeinschaftliche Lebenspraxis aber braucht Gelegenheiten, dass wir als Christinnen und Christen uns untereinander über unsere Glaubenswege austauschen. Sie hat es zu ihrer Pflege nötig, dass wir über Deutungen und Folgerungen nachdenken (und gegebenenfalls darüber auch streiten), dass wir Individuelles achten, uns auf Gemeinsames verständigen und uns gegenseitig darin fördern. Darum ist das direkte Äußern von Glaubensfragen und -zweifeln, von geistlichen Erfahrungen, das individuelle und gemeinsame Finden einer Glaubenssprache (und dies nicht nur in Wörtern!), die Pflege der *Kommunikation darin* und der *Reflexion darüber*, das Lehren und Lernen von Übungsformen der *praxis pietatis* wie auch das seelsorgerliche Begleiten und sich Begleiten-Lassen selbst Ausdruck christlicher Spiritualität.

Die Grundbewegung christlicher Spiritualität, und das nenne ich ihr besonderes Merkmal, ist gerade die *Durchdringung*, der lebendige Austausch, das gegenseitige Befragen und Zusammenwirken von Frömmigkeitsübung und Lebenspraxis und der nicht endenden Suchbewegung des Glaubens an Gottes Gegenwart.¹² In dieser verbindenden Bewegung versucht sie, der beziehungsreichen, verbindenden, alles durchdringenden Bewegung der göttlichen Geisteskraft zu entsprechen.

„Grundbewegung“ können wir hier ganz wörtlich nehmen. Spiritualität sucht die *Erdung*, die Bodenhaftung. Sie braucht, um der Dynamik des Geistes folgen zu können, dass wir Gottes Gegenwart in unseren ökologischen und politischen Realitäten, in den eigenen kulturellen

¹² Vgl. Zimmerling, S. 15.

und sozialen wie auch in den persönlichen leib-seelischen Bezügen suchen. Dabei geht es immer um Konkretes, um uns hier und jetzt. Wenn der Franziskanerpater Richard Rohr einen Grundgedanken der biblischen Offenbarung darin erkennt, „dass sich Gott im Gewöhnlichen, im Gegenwärtigen, im Täglichen, im Jetzt manifestiert, also in den konkreten Inkarnationen des Lebens“,¹³ dann bezeichnet er damit genau die Richtung, dem die Grundbewegung christlicher Spiritualität zu folgen sucht. Sie hat ein „Gefälle der Verendlichung, Verleiblichung, Verdichtung“.¹⁴

Und dabei bleibt die Inkarnation, das Fleischwerden des göttlichen Geistes in unserem Alltag immer ein Prozess. Spiritualität ist, wie Luther über das (christliche) Leben sagt, „nicht ein Sein, sondern ein *Werden*“.¹⁵ Sie geschieht im Wachsen und im Abnehmen, im Abbrechen von Überholtem, nicht mehr Förderlichem, vielleicht sogar Schädlichem, und im Suchen und Aufbauen von Neuem. Sie verlässt alte Heimat und findet neue Heimat – und sei sie auch „nur“ wieder ein Weg.

Wir können, wo wir uns dem „geistlichen Zusammenspiel“ aussetzen, dieses Werden an uns selbst und unter uns wahrnehmen. Wir können seine *vergangenen* Stadien, seine Wirkungen über die Dauer der Zeit und in den uns jeweils umgebenden Räumen verfolgen. Es wird ein Spiel mit Höhen und Tiefen, mit Krisen und mit Ernten gewesen sein. Und es ist immer *heute* ein Spiel, eines bei dem es um viel geht, auf jeden Fall um mehr als das, was wir sind und haben. Es ist ein *Suchen*, ein offenes Zusammenspiel von Einüben und Ausüben, das uns wieder und wieder an unsere Grenzen führt, seien diese individuell oder kulturell, sozial oder institutionell bedingt. Und es ist ein *Finden*, das uns immer wieder überraschend über unsere Grenzen hinausführt. Wenn wir uns „by the way“ dabei auch noch näher kennen lernten, wenn es uns dabei gelänge, hin und wieder auch über uns zu weinen *und* zu lachen, wäre dies nicht das schlechteste „Spielergebnis“.

Und nun noch einmal gefragt: Dieses geistbewegte und -bestimmte Spielen und Lernen, Weinen und Lachen (und gar über uns!) – wo bekommt es *in* den Institutionen seinen Raum? Ein im Geist befreites Spiel, dazu auch noch Selbsterfahrung *in* den Strukturen?

4. Die Strukturen: geistliche Räume?

Versuchen wir zunächst, den Begriff der *Strukturen* genauer zu fassen. Er lässt uns einen distanzierteren Blick einnehmen und eher Ernüchterung erwarten. Ich verstehe darunter all jene Elemente und Prozesse einer Organisation oder Institution, die der Verwirklichung ihrer Handlungsziele und ihrem Selbsterhalt dienen. In der Kirche und Diakonie gehören sicher dazu:

- die Mitgliederstrukturen (wie Alter, soziale Schichtung und kulturelle Milieus, Stadt-Land-Verteilung, natürliche und juristische Personen),
- die gewählten politischen Gremien auf den unterschiedlichen synodal-demokratischen Ebenen,

13 S. 33.

14 Timm, S. 36.

15 WA 7, 336, vgl. Loccum Brevier, S. 319.

- die Verwaltungsorgane auf den jeweiligen hierarchisch-administrativen Ebenen,
- die spirituell-charismatische Ebene,
- die formalen Prozesse der Meinungs- und Willensbildung im allgemeinen wie die gängigen Prozesse der Verständigung über Handlungsziele und deren Umsetzung im Besonderen,
- die Funktionsträger in den unterschiedlichen Organisationsebenen, also die beruflich und die ehrenamtlich Mitarbeitenden,
- die Vorkehrungen, professionelles Personal wie auch ehrenamtlich Mitarbeitende zu gewinnen, auszubilden und zu qualifizieren,
- die Vorkehrungen, diese zu führen, zu begleiten und zu fördern,
- und natürlich die harten materiellen Bedingungen (Kosten und Finanzen, Immobilien etc.).

Uns müssen hier die professionellen, semiprofessionellen und nicht professionellen Organisationsformen in Kirche und Diakonie nicht im Einzelnen beschäftigen. Für unser Thema sind vielmehr interessant die *systemischen Verhältnisse* in allen Ebenen, nicht nur in der spirituell-charismatischen. Unter dieser Perspektive ist etwa zu fragen:

- Wo liegt innerhalb der unterschiedlichen Ebenen und zwischen ihnen die *Definitionsmacht* über Normen und Handlungsziele, und wie ist es um die Diskussionsbereitschaft darüber bestellt?
- Wie stark ist die *Identifikation* der Leitenden und der Mitarbeitenden mit den Normen und Handlungszielen entwickelt?
- Wo und wie findet eine wirksame *Partizipation* der hauptamtlich und ehrenamtlich Mitarbeitenden an der Entwicklung der Organisation und ihrer Handlungsziele und Arbeitsabläufe faktisch statt? Was wird gewollt?
- Wie läuft die *interne Kommunikation*, der Informations- und Meinungs-austausch von oben nach unten, von unten nach oben, von den Alten und den Neuen?
- Wie stark ist der *Kontroll- und Regelungsbedarf* in den Leitungsebenen und unter den Mitgliedern, und wie weit ist das *freie Spiel der Kräfte* ausgebildet?
- Und nicht zuletzt: Wie geschieht *externe Kommunikation* von innen nach außen, von außen nach innen?

Die letzte Frage betrifft auch den *Gebrauch der Sprache*. Sie ist für unser Thema besonders relevant. Denn die theologischen und juristischen, die soziologischen und psychologischen und neuerdings verstärkt die ökonomischen und organisationalen Sprachen oder auch Sprachspiele beeinflussen in erheblichem Maße all jene *Denkmuster*, Fragerichtungen und Themen, die in Kirche und Diakonie vorherrschen. Und damit lenken sie eben auch das Denken und die Gesprächsthemen, das individuelle wie das gemeinsame *Handeln* der Mitglieder und Funktionsträger in vorgegebene Richtungen.

Bei unserem Thema, in dem es um die Strukturen in *Kirche und Diakonie* geht, möchte ich zunächst und vor allem das oben skizzierte *biblisch-theologische* Sprachspiel weiter ausreizen und gehe gleich direkt hinein. Nach Paulus geht es, spirituell gesehen, wesentlich um Wirkungen der *dynamis*, der Kraft Heiligen Geistes in der *ekklesia*, der Gemeinde der „in Christus“ Getauften. Die Zugehörigkeit der Getauften zum auferstandenen, lebendigen Christus Jesus, zu seinem Weg in die Erniedrigung, in die Selbsthingabe und Erhöhung durch Gott (Phil 2,6-11) macht die *neue Identität* der Einzelnen aus. Und der sie erfüllende,

bestimmende Geist prägt den eigenen Charakter ihrer Gemeinschaft, der sich von dem der Sozialformen in der Umwelt unterscheidet.¹⁶ Magdalene L. Frettlöh merkt dazu an:

„Wir können uns das ‚In-Christus-Sein‘ gar nicht *räumlich*, gar nicht leiblich genug vorstellen! Die Fleischwerdung Gottes im Menschen Jesus von Nazareth schafft einen Beziehungsraum, einen *Leibraum*, in dem Menschen wirklich menschlich sein können. So wie Gott in sich selbst beziehungsreich ist, ... so führt die Inkarnation Gottes dazu, dass auch auf Erden Gottesräume entstehen, in denen Menschen nach dem Willen Gottes als Bilder Gottes und untereinander als Schwestern und Brüder leben können. Nicht nur der Christus, auch seine Gemeinde ist *Gottesfleisch*.“¹⁷

Eine provokante Formulierung. Doch sie nimmt nur jene Provokation auf, die das In-Christus-Sein bedeutet. Die Zugehörigkeit zu Christus führt nach Paulus so weit in die Tiefe der Person, dass der Apostel davon sprechen kann, dass „Christus in uns“, „in euch“, „in mir“ präsent ist (Röm 8,10; Gal 2,20). Wo aber der „Geist Christi“ bzw. der „Geist Gottes in euch wohnt“ (1Kor 3,16; 6,19; Röm 8,9), wo die neue, bis in die Intimität der einzelnen Person hineinreichende Beziehung wirkt, da macht sie auch die Verhältnisse neu. Die verwandelnde Kraft des Geistes richtet sich zunächst auf die Gottes- und Selbsterkenntnis der Einzelnen, nimmt deren Einstellungen und Verhaltensweisen heilend hinein in ihren Wirkungsraum; in zweiter Linie und doch gleich-zeitig bezieht sie das *Miteinander* in der Gemeinschaft ein; und selbstverständlich dann auch das Handeln der Gemeinschaft als ganzer.

Ich konzentriere mich auf den zweiten Aspekt: Die sozialen Unterschiede zwischen den Gemeindegliedern verlieren ihr Gewicht gegenüber der Gemeinschaft, der *koinonia* in dem „Leib Christi“. Mit der Taufe und noch deutlicher in der Feier des Abendmahls wird ein anderes Verhältnis untereinander in die Welt gesetzt. Ein *Ethos der Geschwisterlichkeit* im Sozialleib der Gemeinde bildet sich im Urchristentum heraus. Die Tatsache, dass die Getauften alle Brüder und Schwestern „in Christus“ geworden sind, relativiert die vertikale Dimension der sozialen Beziehungen wie Besitz, Status, Bestimmungsmacht, Ansehen zugunsten der horizontalen Dimension der *Gegenseitigkeit* in der Haltung der geschwisterlichen Liebe (Phil 2,1f). Sie führt – nach dem Zeugnis von Paulus – zu einem Positionswechsel: So wie die Selbsterniedrigung Jesu Christi in eine „Knechtsgestalt“ (Phil 2,7) uns zu befreien „Kindern Gottes“ (Gal 3,26) macht, so will sie uns dazu verlocken, das schwer zu unterbrechende Bezogensein auf uns selbst loszulassen, also „die Frage nach dem eigenen Nutzen, das Pochen aufs eigene Recht, das Streben nach eigener Geltung, die Sorge um den eigenen Besitz, de(n) Eifer für die eigene Person“, um stattdessen in gegenseitiger Demut den „Respekt vor den Anderen und die Achtung *ihrer* Interessen und Bedürfnisse“¹⁸ zu entwickeln und zu pflegen (Phil 2,2-4):¹⁹ „Tut nichts aus Eigennutz und nichts um leeren Prestiges willen, sondern achtet in Demut euch gegenseitig höher als euch selbst.“ (Phil 2,3) Gerd Theißen urteilt: „Erst in der Verbindung der Werte *Liebe und Demut* wird die Grundstruktur und das Neue des urchristlichen Ethos sichtbar.“²⁰

16 Vgl. Heckel, S. 46ff.

17 2009, S. 142.

18 Frettlöh, S. 142f, Hervorhebung M. F..

19 Vgl. Theißen, S. 112f.

20 Ebd., Hervorhebung K. D.

Dieses Ethos hat trotz aller späteren sozialen Differenzierungen und Hierarchisierungen in der Kirche, trotz der unsäglichen Machtkämpfe in ihr und trotz der Gräben zwischen Reich und Arm seine normierende und kritische Kraft nicht verloren. Auch an der *Lebenspraxis* aus diesem Ethos heraus entscheidet sich der „Erweis des Geistes und der Kraft“ (1Kor 2,4): Wie sind wir Christinnen und Christen nicht nur bei aller persönlichen, sondern auch statusbedingten Verschiedenheit und auch bei bestehenden Gegensätzen in der Lage, die Wirklichkeit Gottes in den Strukturen unserer eigenen Organisationen wahrzunehmen und nach ihr zu handeln? Wie bereit sind wir, ihrer lebensförderlichen verwandelnden Kraft zu trauen und sie in einer Umwelt mit konkurrierenden anderen Werten zu bezeugen? Auch an den Lebens- und Arbeitsverhältnissen in der Kirche als Institution, auch an der Kommunikation und den Möglichkeiten zur Partizipation in den Strukturen entscheidet sich, ob die christliche Gemeinschaft ihre Glieder zu einer „Wohnung Gottes im Geist“ (Eph 2,22) aufbaut.

So können wir die spirituelle Frage nach dem Gestaltwerden des Geistes jetzt zuspitzen, indem wir danach fragen, ob und wie die organisatorischen Strukturen von Kirche und Diakonie als *Räume Gottes*, als Behausung für das Wirken des göttlichen Geistes erfahrbar werden:

- Sind deren Strukturen so beschaffen, dass darin die göttliche Gegenwart wahrgenommen werden kann? Es ist die Frage nach Schein und Sein oder nach der *Entsprechung von Verheißung und Erfahrung* des Heiligen Geistes in der Kirche als Gemeinschaft.
- Wo bekommen die Strukturen offene Seiten, Fenster, womöglich sogar „Einfallstore“ (Hermann Timm), durch die die Geisteskraft hinein und hinaus wirken kann? Und wo wirken sie – gegen alle gute Absicht – eher hermetisch, resistent, dämpfend? Es ist die Frage nach *Orten der Transparenz* für den Heiligen Geist.
- Und welche Bedingungen sind es, welche Faktoren können das Wirken des Geistes in ihnen fördern, welche hindern es? Dies ist die Frage nach der *spirituellen Transformation* in Kirche und Diakonie und unter den Menschen, die hier leben und arbeiten, durch den Heiligen Geist.

5. Die Atmosphären: geistliche Verhältnisse?

Diese Fragen sind für beide Institutionen deshalb so wichtig, weil – noch einmal im Bild gesprochen – zum Sinn der Häuser und Wohnungen eben nicht nur deren nackte Funktion als Schutz- und Versorgungsräume gehört, sondern auch das, was wir Wohnlichkeit und persönliche Atmosphäre, Erholungs- und Entfaltungsraum nennen, Ort für Gemeinsamkeit wie für geschützte Intimität, für Vertrautheit wie für Vertrauen. Sie sollen ein „Zuhause“ geben. Wo dieses nicht erlebt wird, fehlt entscheidendes für das Wohlbefinden aller, die darin wohnen. Dies gilt auch dann, wenn wir bedenken, dass die Bedürfnisse und Erwartungen im Blick auf „die eigenen vier Wände“ durchaus verschieden, ja sogar gegensätzlich sein können.

Zu Hause unbehaust zu sein, fördert den Wunsch, so bald wie möglich auszuziehen. Es mindert auch bei allen, die da wohnen, die Eigenaktivität dafür, dass es wohnlich bleibt. Andererseits: Zu Hause willkommen zu sein, steigert den Wunsch, immer wieder einzukehren

und es sich dort gut sein zu lassen. Ja, es mobilisiert die Menschen, sich für dieses Zuhause einzusetzen, ob mit dem Schlagbohrer in der Hand oder mit zusätzlicher Zeit für Gespräche.

Ich übernehme für diese unterschiedlichen Zustände und Befindlichkeiten von dem Kulturphilosophen Gernot Böhme den Begriff der *Atmosphäre*.²¹ Sie wirkt wie das Klima: zwar nicht immer sofort und selten sichtbar, aber darum umso nachhaltiger, „gute“ wie „schlechte“. Wir kennen das: „Ich fühlte mich beim Betreten des Raumes gleich in eine anheimelnde Atmosphäre hinein genommen.“ – „In der Sitzung gestern herrschte eine ziemlich angespanntes Klima.“ – „Der hat eine so heitere Ausstrahlung, da kommt gleich eine lockere Stimmung auf.“

Alltagssprachlich „bezeichnet Atmosphäre etwas in gewissem Sinne Unbestimmtes, Diffuses, aber gerade nicht unbestimmt in Bezug auf das, was es ist, seinen Charakter. Im Gegenteil verfügen wir offenbar über ein reiches Vokabular, um Atmosphären zu charakterisieren, nämlich als heiter, melancholisch, bedrückend, erhebend, achtunggebietend, einladend, erotisch usw. Unbestimmt sind Atmosphären vor allem in Bezug auf ihren ontologischen Status. Man weiß nicht recht, soll man sie den Objekten oder Umgebungen, von denen sie ausgehen, zuschreiben oder den Subjekten, die sie erfahren. Man weiß auch nicht so recht, wo sie sind. Sie scheinen gewissermaßen nebelhaft den Raum mit einem Gefühlston zu erfüllen.“²²

Doch Atmosphären sind überall, und sie wirken sich aus bei denen, die körperlich anwesend sind. Böhme definiert sie als die „*gemeinsame Wirklichkeit* des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen.“²³

Diese Definition lässt es zu, die Atmosphären als bewusst oder unbewusst gemachte wahrzunehmen und sie kritisch auf ihre Eigenschaften hin zu betrachten; denn als „Umweltqualitäten (sind sie) für das Befinden der Menschen verantwortlich.“²⁴ Sie lösen bei den leiblich Anwesenden unweigerlich eine bewusste oder unbewusste affektive Betroffenheit aus. Allerdings, und da möchte ich über Böhmes Analyse hinausgehen, das Spüren von Atmosphären geschieht nicht voraussetzungslos. Wir sind immer auch schon *selbst Autoren* unserer Wahrnehmung, mehr oder weniger sensibel, unterschiedlich gestimmt und mit je eigenen Kommunikations- und Deutungsmustern. Erst in dieser *Wechelseitigkeit* liegt das Gemeinsame der Wirklichkeit von Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen.

Dies ist nun von unmittelbarer Relevanz für unser Thema. Auch Strukturen in Institutionen haben ihre Atmosphären, genauer gesagt, sie produzieren sie. Und die Menschen, die in ihnen anwesend sind und agieren, sind daran beteiligt, passiv und aktiv. Es ist darum hilfreich, in einer Kirchengemeinde oder in einer Sozialstation, in einem Pflegeheim der Diakonie oder in einer Synodalsitzung genauer hinzusehen, was uns da atmosphärisch entgegenkommt, welche Stimmung in der Luft liegt, ob eine bestimmte Ausstrahlung auf uns wirkt. Und es lohnt sich wahrzunehmen, wie wir darauf reagieren. Es lohnt sich aber auch wahrzunehmen, was wir selbst da hineinbringen und wie wir daran Anteil haben durch Vorerwartungen und eigene Gestimmtheit, durch die Art, wie wir Kontakt zur Umgebung, zu

21 Der Begriff wurde von B. auch für die neuere Ästhetik reklamiert.

22 Böhme, S. 22.

23 A.a.O., S. 34.

24 A.a.O., S. 41.

den Menschen aufnehmen, und durch unsere – positiven wie negativen – Vorurteile und Einstellungen ihnen gegenüber. Denn dieses wirkt auf die Atmosphäre zurück.

Ich habe noch in lebendiger Erinnerung, wie einer meiner Lehrer während meiner Diakonenbildung im Brüderhaus des Lutherstifts in Falkenburg, einem Dorf im Oldenburgischen, Anfang der 60er Jahre den „Geist von Falkenburg“ beschwor. Er meinte damit die Aufbruchstimmung und Experimentierfreude, die Improvisationsfähigkeit bei durchaus knappen Finanzmitteln, die kulturelle und ökumenische Weite wie auch die liturgische Disziplin im Haus. Aber er war durch seine Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit natürlich selbst an der Gestaltung dieser besonderen Lern-, Arbeits- und Feiertatmosphäre beteiligt. Und wir Diakonenschüler, die wir uns zuweilen über seinen Überschwang mokierten, uns aber auch von ihm faszinieren ließen, waren es ebenfalls. Wir sind als Beteiligte an dieser Atmosphäre, dem „Geist des Hauses“, für unser weiteres Leben, für unsere Arbeit in der Kirche nachhaltig geprägt worden.

Das ist alles lange her, und wir haben es heute in Kirche und Diakonie mit anderen Atmosphären zu tun, auch mit anderen Großwetterlagen und Problemen. Wir bewegen uns in anderen Sprachspielen. Doch heute wie damals heißt es zu Beginn einer gottesdienstlichen Predigt: „... und die *Gemeinschaft des Heiligen Geistes* sei mit euch allen.“ (2Kor 13,13) Was für ein Wort! Was tut sich da auf, wenn wir es ausloten, abhören, abtasten? Diese schon frühchristliche Segensformel ist nach Jürgen Moltmann als ein deutlicher Hinweis darauf zu verstehen, dass der Geist Gottes sich selbst in seine Gemeinschaft hinein gibt.²⁵

„Sein inneres Wesen“, so Moltmann, „ist offenbar gemeinschaftsfähig. ... ‚Gemeinschaft‘, so können wir im Hören auf den Wortlaut sagen, vergewaltigt und vereinnahmt nicht, sondern befreit und nimmt die Anderen in die wesenseigenen Beziehungen auf. ‚Gemeinschaft‘ öffnet füreinander, gibt aneinander Anteil und verschafft Achtung voreinander. Gemeinschaft lebt in wechselseitiger Teilnahme und von gegenseitiger Anerkennung. ‚Gemeinschaft‘ entsteht, wo Verschiedene etwas gemeinsam haben und Gemeinsames von Verschiedenen geteilt wird.“²⁶

Die spirituelle Frage wiederum ist: Wie entstehen solcher Art geistliche Verhältnisse, die sich an den systemischen Verhältnissen dann auch ablesen lassen? Wie kommen Menschen im Beziehungsraum der Kirche, der Diakonie, dem institutionalisierten „Haus Gottes“ (1Tim 3,14), durch die Spiritualität von Christinnen und Christen mit dem „lebendig machenden Geist“ in Berührung? Wo und wie ereignet sich hier „Liebe, die verbindet“, und „Freiheit, die jedes in seiner Eigenart zu sich selbst kommen lässt“?²⁷ Bezogen auf unser Thema:

- Sind ihre Strukturen und die mit ihnen unweigerlich gegebenen Atmosphären so beschaffen, dass sie dies *ermöglichen*? Oder behindern sie das Wirken des Geistes mehr, als dass sie es fördern?
- Wo schaffen wir in ihnen die *Spielräume*, in denen verbindende Liebe und Freiheit zu wechselseitiger Teilnahme und gegenseitiger Anerkennung entstehen können?
- Welche Bedeutung bekommen in diesem Zusammenhang gerade die Haltung der *Demut* und der *Verzicht auf Macht*?

²⁵ Vgl. Moltmann, 1991, S. 230.

²⁶ Ebd.

²⁷ Moltmann, a.a.O., S. 233.

Im Umfeld dieser Fragen geht der spontane Ausruf anlässlich einer Konferenz der theologischen Vorstände diakonischer Einrichtungen zum Thema Spiritualität „Was sollen wir denn noch alles machen?“ an der Sache völlig vorbei. Theologisch greift er zu kurz, und praktisch verstellt er den Blick auf die Möglichkeiten, die christlichen Institutionen für die Entwicklung ihres eigenen Profils von innen her gegeben sind.

6. Konkretionen: Transparenz für den Geist?

Damit ist die Frage nach der Entsprechung von Verheißung und Erfahrung des Heiligen Geistes gestellt. Wir können natürlich das Wirken des Geistes nicht herstellen und auch nicht objektiv feststellen. Doch *wahrnehmen* können wir es schon und selbst *transparent* dafür *werden* ebenfalls. Nicht allein sorgsam gewählte und reichlich ausgeteilte Worte wirken und auch nicht nur ein engagierter, fachlich qualifizierter Dienst an anderen. Es wirkt eben auch die Art und Weise, wie wir in den Strukturen miteinander kommunizieren, einander Achtung erweisen, füreinander eintreten, Konflikte austragen, Interessenunterschiede aushandeln, Ideen austauschen.

„Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ (Ps 133,1), so hieß es einmal. „Schau, wie gut, wie schön! Brüder und Schwestern halten zusammen!“ So übersetzt die Bibel in gerechter Sprache. Wie sieht das aus? Wie könnte das aussehen? Ich gebe zwei Fallbeispiele wieder, die mir berichtet wurden. Ich schildere sie leicht verfremdet, allerdings mit offenem Ausgang bzw. mit zwei Ausgängen: so wie sie mir dargestellt wurden, und so wie sie auch vorstellbar wären. Dabei lasse ich offen, welcher Ausgang welcher ist, zumal die Geschichten (im September 2007) noch nicht beendet sind.

Das 1. Beispiel:

Eine Frau, seit vielen Jahren engagiert in der Frauenarbeit des Kirchenkreises und bei der Vorbereitung von besonderen Gottesdiensten in der eigenen Gemeinde, hat seit längerem in einer kirchlichen Bildungsstätte an Meditations-Wochenendkursen teilgenommen. Darum hat sie auch nicht mehr regelmäßig zur Verfügung gestanden, wenn es darum ging, bei einem Gottesdienst am Samstagabend mitzuwirken. Hin und wieder erzählt sie anderen Frauen von ihren Kurserfahrungen. Einige der Frauen sind eher befremdet, andere werden neugierig. Einige von denen besuchen irgendwann auch einen und wieder einen Kurs und kommen „auf den Geschmack“. Es entsteht die Idee, sich regelmäßig in den Gemeinderäumen zu treffen und dort zu meditieren. Die Frau sucht das Gespräch mit dem Pastor, dem sie vorher nicht nur einmal „einen Korb gegeben“ hat. Wie wird er reagieren?

Vorstellbar ist:

- Der Pastor erkundigt sich nach den Erfahrungen, die die Frau in den Kursen und bei den eigenen Meditationsübungen macht.
- Er sagt ihr offen, dass er ihre Mitwirkung bei den Samstagsgottesdiensten vermisst habe, doch er zeigt Verständnis für ihren Schritt.
- Er sagt ihr, dass Meditation, so wie sie davon berichtet, für ihn persönlich nichts sei. Er deutet ihr auch seine Anfragen gegenüber diesem Trend zur individualisierten Spiritualität an. Doch er verspricht ihr, sich im Kirchenvorstand für ihr Anliegen einzusetzen.

- Nach einer längeren Diskussion dort, in der u. a. der Verdacht geäußert wird, die Frauen wollten esoterische Praktiken in die Gemeinde hineinbringen, in der aber auch das bisherige Engagement der Frau angeführt wird, bekommt die Gruppe ihren Raum zum Meditieren.
- Der Pastor lädt einen in der Meditation erfahrenen Kollegen zu einem öffentlichen Gesprächsabend über christliche und nichtchristliche Meditationswege ein.

Soweit. Strukturell treffen hier zunächst die Bedürfnisse eines engagierten Kirchenmitgliedes und die Verantwortung eines Amtsträgers aufeinander. Danach ist es an ihm als Pastor, das Anliegen der Frau im Leitungsgremium der Gemeinde zu vertreten, und es ist die Beratung und Entscheidung der Mitglieder dieses Gremiums dran. Im Verlauf des ersten Gesprächs kommen die persönliche Erfahrungen und Wünsche der Frauen zur Sprache, ebenso auch die Enttäuschungen und Vorbehalte des Pastors. Es entsteht gerade so ein Klima gegenseitigen Verstehens und Vertrauens. Weil der Pastor der Frau aufgrund der bisherigen Zusammenarbeit ein verantwortliches Vorgehen zutraut und ihr auch Eigenverantwortung zumisst, kann er die Bitte der Frauengruppe im Kirchenvorstand loyal und mit Nachdruck vertreten. Die bei einzelnen Kirchenvorstandsmitgliedern vorhandenen Vorbehalte, z. T. auch gängige Klischees und Verdächtigungen, können immerhin zu offenen Fragen umgewandelt werden. Die Spannung wird nicht gelöst, aber sie bekommt Dynamik in eine produktive Richtung. Der Gesprächsabend im Haus der Gemeinde bietet zumindest einigen die Chance, sich einem fremden Erfahrungsbereich von Glauben zu nähern, und er fordert die Frauengruppe heraus, über ihre eigene spirituelle Praxis zu reflektieren. Praktisches Üben und Reflexion kommen zueinander in Beziehung. Die Atmosphäre gegenseitiger Offenheit und gegenseitigen Vertrauens ermöglicht einen Lernprozess in der Gemeinde.

Vorstellbar ist auch folgendes:

- Der Pastor sieht in seiner Gemeinde eine Konkurrenz aufziehen, persönlich durch die Frau und sachlich durch das Abziehen von Kräften aus der Gottesdienstarbeit in der Gemeinde, die immer auch von dem Mangel an geeigneten Mitarbeitenden bestimmt ist.
- Seine persönlichen Vorbehalte gegenüber der Meditation vermischt er mit theologischen und soziologischen Argumenten, die „in der Luft liegen“.
- Er verspricht der Frau zwar, sich für ihr Anliegen im Kirchenvorstand zu verwenden, tut dies aber so distanziert, dass dort eine Antistimmung überwiegt.
- Der Kirchenvorstand sieht sich „aus grundsätzlichen und praktischen Erwägungen“ nicht in der Lage, der Bitte der Frauen zu entsprechen.
- Die Frauen treffen sich zunächst privat, später finden sie, gegen Raummiete, einen Platz in der Volkshochschule.

Hier bekommen Konkurrenzgefühle und persönliche wie sachliche Vorbehalte Oberhand. Der Pastor ergreift nicht die Gelegenheit, dies für sich allein oder mit einem Gesprächspartner zu betrachten und dann offen anzusprechen. Die Gefühle bleiben für ihn tabu. So ist auch keine offene Diskussion im Kirchenvorstand möglich, sondern es findet ein verdecktes Machtspiel statt. Die „Verlierer“ wenden sich zumindest mit einem Teil ihrer spirituellen Bedürfnisse und ihrer Ressourcen von der Gemeinde ab und einem Konkurrenten auf dem Bildungssektor zu. Damit fehlen für das Thema „Spiritualität in der Gemeinde“ wichtige Impulsgeber und Gesprächspartnerinnen.

Die spirituelle Frage nach der *Transparenz* für den Heiligen Geist drängt sich mit dem Thema *Transparenz* von Gefühlen und Macht geradezu auf. Atmosphäre entsteht so oder so. Und sie wirkt so oder so. Ein wahres Übungsfeld für „die Unterscheidung der Geister“.

Das 2. Beispiel:

Ein christliches Krankenhaus steht angesichts des enormen ökonomischen Drucks vor einschneidenden Strukturveränderungen. Es muss gespart werden, wo es nur geht. Die ganze Dramatik ist allen Mitarbeitenden von der Leitung mitgeteilt worden. Nun, nach der Analyse der finanziell bedrängenden Situation, bei der auch Managementfehler zutage getreten sind, geht es um die einzuleitenden Schritte.

Vorstellbar ist:

- Die Leitung teilt den Mitarbeitenden nicht nur die gegenwärtige Situation mit, sondern erläutert auch, wie es dazu gekommen ist, einschließlich der eigenen Fehlentscheidungen.
- Sie gibt nicht nur das Einsparziel bekannt, sondern stellt auch frühzeitig dar, an welchen Stellen nach ihrer Berechnung Einsparungen vorgenommen werden müssen.
- In einem längeren Prozess der Beratungen werden die Erfahrungen, Meinungen, Änderungsvorschläge, aus allen Ebenen der Mitarbeiterschaft eingeholt. Es werden strukturelle Maßnahmen dafür getroffen, dass ein regelmäßiger Austausch geschieht.
- Dabei bekommen die Mitarbeitenden ausdrücklich und implizit vermittelt, dass die Leitungspersonen sie ernst nehmen, ihre Arbeit wertschätzen und Respekt auch vor ihren abweichenden Meinungen haben.
- Gerade weil das Qualitätsmanagement wichtiger Bestandteil der Betriebsführung geworden ist, werden Mitarbeitende in Krisensituationen begleitet und so weit wie möglich gestützt.
- Die Leitungspersonen suchen das direkte Gespräch mit denen, die von den Einsparungen, d. h. von betriebsbedingten Kündigungen oder von der Übertragung zusätzlicher Aufgaben, betroffen sind und machen ihre Entscheidungen transparent.

Ein solches Vorgehen ist alles andere als frei von Konflikten und Belastungen. Doch in einer Atmosphäre, die von Verlässlichkeit der Kommunikation von oben nach unten, von gegenseitiger Offenheit, von breiter Partizipation und dem Mut, Verantwortung zu übernehmen, geprägt ist, lassen sich auch Lösungswege finden, die von der überwiegenden Zahl der Mitarbeitenden gemeinsam getragen werden. Und es lässt sich vermitteln, dass in der Einrichtung um die Stimmigkeit zwischen christlichem Anspruch und der widrigen Realität, zwischen Auftrag und den verfügbaren Mitteln, zwischen Parole und gegenwärtigem Bestand ernsthaft gerungen wird.

Vorstellbar ist aber auch das andere:

- Die Basisinformationen werden von der Leitung so lange wie möglich zurückgehalten.
- Die Mitarbeiterschaft wird nicht in die Beratungen um Lösungswege aus der Krise einbezogen.
- Die jeweiligen Kompetenzen und Leistungen der Mitarbeitenden werden nicht gewürdigt.
- Abweichende Meinungen und unterschiedliche Interessen werden gegeneinander ausgespielt.
- Entscheidungen werden nicht transparent gemacht.

So wird eine Atmosphäre von Misstrauen, von Andeutungen und Gerüchten erzeugt. Tabuisierungen beeinträchtigen die Kommunikation. Die Angst, Privilegien oder die Zuneigung „von oben“ zu verlieren, behindert die Bereitschaft zur Kooperation auf kollegialer Ebene. Das Gefühl, als Einzelne ausgeliefert zu sein, führt zu verminderter Identifikation mit dem Auftrag und den Zielen der Einrichtung, auch wenn die ursprüngliche Motivation, helfend tätig zu sein, bei vielen Einzelnen durchaus weiter vorhanden ist und sich auch in ihrem Berufsalltag niederschlägt. Der Anspruch auf die Christlichkeit der Einrichtung findet vorwiegend in den Hochglanzbroschüren und Hausandachten statt.

Ich möchte bei diesem zweiten Beispiel noch etwas verweilen: Es ist deutlich, dass hier, je nach dem Leitungsverhalten in diesem Haus, sehr unterschiedliche Atmosphären produziert werden. Doch auch die Mitarbeitenden sind bis zu einem gewissen Grad, den die Zuständigkeiten und Dynamiken im System zulassen, durch ihre Reaktionen an der Entwicklung von Atmosphären im Haus beteiligt. Wie Leitungspersonen und Mitarbeitende sich je an ihrem Ort, in Leitungsgremien und Teambesprechungen, bei Übergabegesprächen oder bei Vertretungswünschen verhalten, wie sie damit auf die Atmosphäre einwirken, hängt stark von der *Haltung* und dem *Ethos* ab, das sie persönlich entwickelt und beruflich ausgebildet haben. Da tauchen bei den Beteiligten dann – bewusst oder unbewusst – Sätze auf wie:

- „Auf jeden Fall das Gesicht wahren.“
- „Zu seinen Fehlern darf man stehen.“
- „Ich muss perfekte Leistungen abliefern.“
- „Ich möchte mein im Augenblick Bestes geben.“
- „Ich muss alleine klarkommen, und die anderen müssen's auch.“
- „Ich brauche den Kontakt, ich muss mit jemandem reden können, auch vertraulich.“
- „Was habe *ich* davon? Nimm, was du herausholen kannst.“
- „Ich will ein angemessenes Entgelt. Und ich will eine gerechte Behandlung.“
- „Es hat alles sowieso keinen Zweck, Hauptsache, ich komme hier irgendwie durch.“
- „Das kann doch nicht so stehen bleiben, da muss man doch was machen!“
- „Nur nicht zu weit aus dem Fenster hängen, in zwei Jahren bin ich im Ruhestand.“
- „Ich muss hier nichts mehr werden, also kann ich meinen Mund aufmachen.“
- „Ich kümmere mich um meinen Bereich, alles andere interessiert mich nicht.“
- „Die anderen haben doch die gleichen Probleme, wenn wir kooperieren, kommen wir auf bessere Ideen.“
- „Und wenn die meine/unsere Ideen klauen?“

Wir könnten so fortfahren. Uns fallen in diesem Zusammenhang sicher noch weitere Sätze ein. Und wir können selber spüren, wie sie auf uns wirken.

Ich halte es für durchaus realistisch, dass einzelne Mitarbeitende oder Teams durch Supervision und kollegiale Beratung eine höhere Bereitschaft und Kompetenz entwickeln, mit der Lösung von eigenen und den gemeinsamen Problemen voranzukommen. Ich kann mir auch vorstellen, dass sich in einem christlichen Krankenhaus interdisziplinäre kollegiale Projektgruppen bilden, z.B. für die Entwicklung einer Sterbekultur im Haus oder für die Analyse und Optimierung von Arbeitsstrukturen und -abläufen. Das geschieht ja auch an vielen Orten. Solche Gruppen leben von dem *Engagement* an der Sache und auch von dem *Eros* unter den beteiligten Personen.

Der Eros aber braucht seinen Spiel- und Schutzraum. Das Engagement braucht seine Einflussmöglichkeiten. Dazu bedarf es einer dafür günstigen *Betriebskultur*, und die muss gewollt und kontinuierlich gepflegt sein. Eine Leitung kann für eine solche Betriebskultur viel verderben. Sie kann sie aber auch fördern. Sie kann sogar Förderliches initiieren. Und je nachdem schafft sie Atmosphären, die die formulierten Handlungsziele des Hauses beglaubigen, die für den „Geist der Gemeinschaft“ transparent werden, den Raum des „In-Christus-Seins“ erfahrbar machen – oder auch nicht.

Natürlich sind damit keine klar abgrenzbaren Prozesse mit deutlich erkennbaren, gar kausalen Wirkungszusammenhängen gemeint. Welche Maßnahmen wie auf die Atmosphären wirken und wie diese auf das Verhalten der Menschen, lässt sich in einem differenzierten System nicht vorhersagen. Dazu sind viele Zusammenhänge zu schwer einsehbar, wenn nicht prinzipiell unsichtbar, und menschliches Verhalten unkalkulierbar. Menschen müssen und sollen aber auch nicht kalkulierbar sein, jedenfalls nicht in den Strukturen, von denen hier die Rede ist. Eine *vertrauensvolle* Vorgesetzten-Mitarbeiter-Beziehung²⁸ und ein eher *indirektes* Spiel mit einzuleitenden Maßnahmen wären schon ein guter Anfang. Davon wird noch zu sprechen sein.

Die Schilderung und Analyse der beiden Beispiele mag aber gezeigt haben, in welche Konkretionen die spirituelle Frage nach der Entsprechung von Verheißung und Erfahrung des Heiligen Geistes führt. Implizit haben wir damit auch schon die Frage nach den Orten der Transparenz für das Wirken des Geistes angesprochen. Dem will ich nun – unter einem besonderen Focus – ausführlicher nachgehen.

7. Spiritualität: geistvolles Verhalten für geistvolle Verhältnisse

Ich möchte auf die Frage eingehen, was den Einzelnen, aber auch Gruppen helfen kann, *selbst* für die Entwicklung geistvoller Verhältnisse in den Strukturen von Kirche und Diakonie wirksam zu werden. Was schärft unsere *eigene* Wahrnehmung nicht nur für das, was „schief läuft“, was unfair oder ungerecht ist, sondern auch für das, was uns gemeinsam weiter bringt? Diese Frage stellt sich den Einzelnen unabhängig davon, welche Position sie in der Hierarchie einnehmen, unabhängig davon, wie viel Leitungsverantwortung ihnen übertragen ist. D. h. die Frage betrifft *alle* an einer Betriebskultur Beteiligten. Sie stellt sich in dem Sinne, in dem es ausdrücklich um die *tägliche Gotteserfahrung* geht: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1Joh 3,16).

Dazu möchte ich zwei heute bekanntere Umschreibungen von Spiritualität anführen, die meine oben angebotene Definition ergänzen. Fulbert Steffensky²⁹ bezeichnet Spiritualität als „*geformte Aufmerksamkeit*“. Dieser Ausdruck lenkt den Blick auf die geübten und kontinuierlich zu übenden Formen, in denen wir uns ausdrücklich dem Wirken Gottes aussetzen. Gestaltete Formen helfen uns, allein und gemeinsam mit anderen im Alltag ein Leibraum, ein „Gefäß“ für das Wirken des Geistes zu werden, für uns selbst und für andere. Wozu aber sind wir Gefäß? Was soll in ihm geschehen? Der irische Dichter-Philosoph John

28 Vgl. Laufer, S. 33ff.

29 A.a.O., S. 17.

O'Donohue³⁰ nennt Spiritualität die „Kunst der Wandlung“. Hier richtet sich der Blick auf die Prozesse in uns und unter uns, die das Wirken des Geistes auslöst, auf die „Feile“, die Gott an unser Gefäß anlegt (ein Ausdruck von Franz-Xaver Jans-Scheidegger), damit es gut zum Klingen kommt, eine wohlklingende Atmosphäre verbreitet, die andere wohltuend berührt.

Geformte Aufmerksamkeit – Kunst der Wandlung: Spiritualität in den alltäglichen Strukturen von Kirche und Diakonie (und nicht nur dort) beginnt sehr leise, nach außen hin kaum sichtbar. Vielleicht betone ich dies deshalb, weil ich mehr in meditativen Formen zu Hause bin. Diese haben den Vorteil, dass wir sie überall hin mitnehmen können, auch in ganz säkulare Räume – wenn wir sie, wie Jesus es ausdrücklich angeraten und praktiziert hat, verborgen in unserer „Kammer“ (Mt 6,6), d. h. hier: für uns und in uns üben. Dass ich an dieser Stelle auf den Gemeindegottesdienst und verschiedene andere Formen gemeinschaftlicher praxis pietatis nicht eingehe, ist schlicht darin begründet, dass sie an anderen Orten ausführlich beleuchtet werden.

Ich möchte zunächst eine weit verbreitete Übung anführen, die der evangelische Pfarrer Detlef Wendler³¹ so beschreibt:

- „Menschen, die im Stress sind, voller Hektik, nehmen ihre Umwelt und sich selbst nicht mehr wahr. Sie stehen neben sich, wie der Volksmund treffend sagt. Heilsame Spiritualität kann man dagegen so beschreiben: Ein Mensch kommt aus heißgelaufenem Denken in die Wahrnehmung zurück und erlebt sich einfach als anwesend. Um es einmal mit einer biblischen Geschichte zu verdeutlichen: Moses Begegnung mit Gott am Berg Sinai³² beginnt damit, dass er im Hier und Jetzt bewusst da ist. Er nimmt etwas wahr: den brennenden Dornbusch. Er hört eine Stimme. Und er antwortet einfach: ‚Hier bin ich. Ich bin hier.‘ Das ist der erste grundlegende Schritt in die Spiritualität.“
- Sehr ähnlich ist die *Übung der liebenden Aufmerksamkeit* aus christlicher Tradition:
 - achtsam dafür werden, wie Gottes Gegenwart ihre eigene heilende und befreiende Atmosphäre schafft, in uns und unter uns;
 - achtsam dafür werden, wie wir in dieser Atmosphäre da sind, bei uns selbst und bei anderen, spüren, was uns gut tut und lebendiger macht, aber auch schauen, was unsere Energien hemmt und blockiert, was uns immer wieder ängstlich oder aggressiv macht;
 - und ebenso achtsam dafür werden, was bei den anderen geschieht und was ihnen jetzt gut tut, wo sie bedürftig sind oder was sie behindert.

Es gibt Menschen, denen diese Weise, nach innen und nach außen hin aufmerksam zu sein, wie maßgeschneidert passt, wie von selbst gelingt. Die meisten brauchen lebenslange Übung darin. Aber so schwer sie erscheint, so leicht macht sie schon nach den ersten Schritten. Ich nenne einige weitere Übungen, die nicht nur für das Leben und Arbeiten in Kirche und Diakonie, sondern für jeden beruflichen und privaten Alltag hilfreich sind. Das persönlich Geübte hat an jedem Ort seinen Sinn – und es wirkt sich aus auf die Atmosphären, in denen wir uns bewegen:

30 S. 74.

31 Stuttgart 2008, S.

32 Ex 3,1 spricht vom Gottesberg Horeb.

- Die regelmäßige *Fürbitte* für bestimmte Menschen, die uns nahe sind, oder für Situationen, die uns nahe gehen. Sie kann mit Worten oder auch schweigend, z. B. in einer Lichtmeditation geschehen.
- In persönlichen und sachlichen Konflikten und gegenüber Menschen, mit denen wir ständig Schwierigkeiten haben: den/die Andere wie uns selbst in einer regelmäßigen *Imagination* in die *wohlwollende Gegenwart Gottes* „stellen“. Zu uns belastenden Situationen können wir so auch – langsam – eine Distanz gewinnen, die uns freier macht, uns gelassener nach vorn schauen lässt.
- Um den *Schalom* Gottes in allen Begegnungen bitten, und gerade dort, wo er weit entfernt scheint oder wo wir aktiv in eine Auseinandersetzung gehen. Schalom nicht nur als Friede angesichts von Streit, sondern als ein äußeres und inneres Genügen, als Balance der unterschiedlichen Bedürfnisse.
- Den Menschen mit einer *segnenden Grundhaltung* begegnen. Ein wunderbares Übungsfeld hierfür ist übrigens ein voller Bahnhof oder ein Supermarkt. Der Ernstfall sind aber die Menschen, die uns, sympathisch oder unsympathisch, nahe gehen, uns manchmal auch zu nahe kommen.
- Das *Gebet der liebenden Aufmerksamkeit*, in dem wir uns zum Abschluss des Tages im schweigenden Gebet das Gewesene, das, was wir getan und unterlassen haben, was uns geschenkt und was uns aufgebürdet wurde, bewusst machen und es der Güte Gottes übergeben.

Diese Übungen bringen uns in Berührung mit der „klärenden Klarheit“ Gottes. Welche von ihnen wir auch immer wiederholen und uns zu eigen machen, sie führen an die Kraftquellen des Glaubens und geben seiner Klarheit Raum in uns. Sie lassen *Früchte* wachsen und führen – mit der Zeit natürlich erst und durch Krisen und Brüche hindurch – dazu, dass sich unsere Einstellungen und Verhaltensweisen wandeln. Sie ermöglichen u. a. eine offenere und aufmerksamere, eine klarere und zugleich mitfühlende Kommunikation, die uns ehrlich und respektvoll miteinander umgehen lässt. Sie halten die Frage wach, was sich an unserer Lebensweise und in unseren Handlungen, also auch in unserem beruflichen Handeln ändern soll und auch kann. Sie lassen uns den Sinn von Demut als „Dienmut“ erkennen, als Mut, einfach für andere, *für eine Gemeinschaft dienend* da zu sein. Sie öffnen den Sinn und die Kreativität für neue Möglichkeiten gemeinsamen Handelns wie auch den nüchternen Sinn für gegebene Grenzen, für Schwächen und Fehler bei uns wie bei anderen. Sie entwickeln im Laufe der Zeit die Gabe, bei uns und bei anderen „die Geister zu unterscheiden“, nicht zu „richten“, nicht in Selbstüberforderung oder in geistlichen Hochmut zu verfallen.

Weitere Übungen haben ihren Ort eher in der Gemeinde, in kirchlichen oder diakonischen Arbeitssituationen:

- Ein kurzer *geistlicher Impuls* in einer Sitzung, sei es Text oder Lied, eine Gebärde oder eine kleine Entspannungsübung, auf jeden Fall ein Impuls, der *in Stille ausklingen* darf und weder mit kommentierenden Worten noch mit unmittelbar folgender Geschäftsmäßigkeit zugedeckt wird.
- Den *starken Worten und Gesten trauen!* Eine Synodale erzählte mir, wie der Vortrag eines Gedichts vor einer Plenarsitzung, eine andere, wie eine Körperübung, begleitet von nur wenigen Worten, außerordentlich erhellend, sogar erheiternd gewirkt habe.

- Ein Freund erzählte von dem zumindest teilweise gelungenen Versuch, zwischen jedem Tagesordnungspunkt einer Sitzung eine kurze *Zeit der Stille* einzulegen.
- Die *geistliche Begleitung*, die wir uns regelmäßig als Einzelne suchen oder auch in einer kleinen Gruppe von Vertrauten und Freundinnen/Freunden, das alte *mutuum colloquium et consolatio fratrum*. Manche nennen es Angelusdienst und erfahren ihn in einer Angelusgruppe. Gerade hier tut sich inzwischen wieder einiges.
- Davon unterscheiden möchte ich noch einmal die *kollegiale fachliche Beratung* oder Intervision sowie das Coaching und zwar in Gruppen, in denen auch das Glaubensgespräch seinen Platz hat, wenn es an der Zeit ist. Für Menschen mit hoher beruflicher Beanspruchung oder bei enormem aktuellem Druck geradezu ein Überlebensmittel.
- Und es gibt sie tatsächlich: kleine vertraute Gruppen, die nur zusammenkommen, um für das Leben und Arbeiten in der eigenen Gemeinde, in der eigenen Einrichtung *gemeinsam zu beten*.

Dass viele dieser Übungen der *praxis pietatis* ihren Entstehungsort oder Nährboden in geistlichen Weggemeinschaften, in diakonischen Geschwisterschaften und in kommunitären Gemeinschaften innerhalb der Kirche haben, sei hier nur erwähnt. Immerhin gehören diese wie die Ortsgemeinden zu deren Struktur – heute sogar ausdrücklich anerkannt. Doch sind die Übungen längst darüber hinaus verbreitet. Sie sind alltagstauglich geworden und werden im Austausch hin und her auch weiter entwickelt.

8. Spiritualität: Selbsterfahrung als Reinigungsweg

Dass diese Übungen nicht im luftleeren Raum geschehen, sondern uns mit den alltäglichen Fragen zu unserem persönlichen *Verhalten* und zu unseren inneren *Einstellungen* konfrontieren, möchte ich an einigen Beispielen zeigen. Sie belegen das, was Richard Rohr über Inkarnationen der Offenbarung im Alltäglichen sagte. Wenn die Fragen einen (selbst)kritischen Unterton haben, so schadet das nichts, im Gegenteil. *Geistliche Selbsterfahrung* oder wie wir auch sagen, die *via purgativa*, der Reinigungsweg, kann zwar wehtun, aber sie zielt auf Heilendes und auf Heilung, sie zielt auf *Freiheit* im Wirkungsfeld des Geistes, auf das *Lieben-Können* (Gal 5,13-26). Ihr geistlicher Charakter entspringt der Grunderfahrung, dass Gott uns immer noch näher ist als wir selbst, uns immer noch tiefer gehend annimmt, als wir es vermögen. Sie kann sogar dazu führen, dass wir über uns lachen lernen. Also :

- Zum Umgang mit *Würdigung und Kritik*:
 - Kann ich meine eigene Leistung wahrnehmen und würdigen?
 - Kann ich zu ihr stehen? Oder neige ich dazu, sie klein zu reden oder sie zu überschätzen?
 - Kann ich für sie dankbar sein?
 - Kann ich die Leistung des/der Anderen angemessen wahrnehmen und würdigen?
 - Wann, wie oft bedanke ich mich bei anderen?
 - Kann ich Kritik äußern? Wie bringe ich meine Kritik an?
- Zum Umgang mit *Macht und Ohnmacht*:

- Wo spiele ich meine Machtbefugnisse oder meine fachliche Überlegenheit gegenüber anderen nur zum eigenen Vorteil aus, und wo suche ich den gleichberechtigten Dialog?
 - Wo halte ich wichtige Informationen zurück, und wo teile ich sie mit?
 - Wozu nutze ich meine Einflussmöglichkeiten: dass meine Position gestärkt wird oder dass die Arbeit vorankommt?
 - Welche Bedeutung hat es für mich zu gewinnen, und wie geht es mir bei Niederlagen und Nicht-Vermögen?
 - Wie gehe ich mit Kränkungen um, die mir zugefügt werden (und wurden)?
 - Habe ich Rachegefühle?
 - Kann ich mich auf die Seite von Verlierern stellen?
 - Kommen meine Gegner (oder gar Feinde) in meinem Gebet vor? Und wie bete ich für sie?
- Zum Umgang mit *Konkurrenz*:
 - Worum konkurriere ich eigentlich und weshalb?
 - Erlebe ich Unterschiede zu den Begabungen und Fähigkeiten anderer mir gleich Gestellter eher so, dass sie mich anspornen, beflügeln, oder wirken sie eher lähmend und blockierend auf mich?
 - Will ich unbedingt gewinnen und der/die Beste sein? Kann ich auch verlieren?
 - Kann ich die Stärken der anderen anerkennen, ohne meine Stärken klein zu machen?
 - Wie erlebe ich Erfolg? Kann ich zu meinen Stärken stehen, ohne die der anderen herabzuwürdigen?
 - Bin ich bereit, andere Stärken neben meinen eigenen zu fördern?
 - Wo muss ich in vorderster Reihe stehen, und wo kann ich andere vorne stehen sehen?³³
- Zum Umgang mit dem *Mangel an Zeit*:
 - Was macht mir Druck, und wie reagiere ich darauf? Gebe ich ihn unbewusst weiter?
 - Kann ich Nein sagen zu einer Anfrage, die mich reizt?
 - Muss ich die mir angetragene Aufgabe übernehmen? Kann ich Aufgaben auch delegieren? Wo soll und darf ich es?
 - Reichen die Zeiten der Erholung und für das Privatleben?
 - Habe ich regelmäßige Zeiten für das Gebet, für meine geistliche Besinnung oder Übung?
 - Wofür und womit und mit wem möchte ich meine mir noch gegebene Lebenszeit verbringen?
- Zum Umgang mit dem *Mangel an Kräften*:
 - Kann ich mein Altern zulassen, oder muss ich meine verminderte Spannkraft überdecken?
 - Kann ich die Leistungsgrenzen bei anderen akzeptieren und mich darauf einstellen?
 - Kann ich mir und den anderen Pausen gönnen?

³³ Vgl. Knieling, S. 335ff.

- Kann ich würdigen und dankbar anerkennen, was mir an Arbeitskraft noch gegeben ist?
- Mit wem kann ich über meine Kräfte und meine Grenzen offen sprechen?
- Zum Umgang mit den *Leiden* oder dem *Ausfall* anderer in meinem Arbeitsbereich:
 - Wie reagiere ich spontan? Regt sich Mitgefühl oder Groll oder Angst vor Mehrbelastung oder...?
 - Will ich Anteil nehmen oder auf Distanz gehen?
 - Kann ich für den Anderen / die Andere in dieser Situation beten? Verändert das mein Verhältnis zu ihm / zu ihr?

Dies ist nicht ein Kanon von Fragen, den wir systematisch abarbeiten müssten. Er ist weder vollständig (das gibt es hierbei nicht), noch müssen uns alle Fragen gleichzeitig berühren. Sie sollen schon gar nicht die Funktion haben, uns noch perfekter zu machen, als wir ohnehin schon sind. Aber indem wir sie hin und wieder *erinnern* und *internalisieren*, können wir im Alltagsgeschehen sensibler werden für das, was gerade „dran“ ist. Sie können uns vor allem helfen *wahrzunehmen*, wie es derzeit um uns steht. Sie werden uns dann schon „einfallen“, wenn wir sie nötig haben.

- Eine Reihe von Fragen betreffen unsere innersten Regungen und Einstellungen in fast allen *Begegnungen des Alltags*. Darum sind sie auch fast überall „am Platz“:
 - Wie weit kann ich Dinge und Menschen – zunächst einmal – offen wahrnehmen, wie sie sich gerade zeigen?
 - Was sind meine vorwiegenden Beurteilungsmuster?
 - Wo liegen meine verborgenen Sympathien oder Antipathien, meine Vorurteile?
 - Wo meine Ängste und Befürchtungen, meine Hemmungen?
 - Wie gehe ich mit Lust und Unlust um?
 - Neige ich reflexhaft dazu, mich oder andere zu vergleichen?
 - Neige ich zu schnellem Urteilen über Verhältnisse, über andere Menschen, über mich?
 - Wie oft und mit welcher Absicht spreche ich über Dritte?
 - Kann ich mir mein eigenes Fehlverhalten vergeben und das von anderen?
 - Welchen Klang hat das Wort „Demut“ für mich?
 - Und welchen Klang hat das Wort „Freimut“?

Je öfter wir uns diese Fragen stellen und uns mit ihnen in die *Gegenwart des liebenden Gottes*,³⁴ desto eher helfen sie uns, unser Leben so anzunehmen, vielleicht sogar zu lieben, wie es ist, und die Mitmenschen so zu lieben, wie auch sie nun einmal sind. „Es ist was es ist / sagt die Liebe“ (Erich Fried). Ein Satz, der uns leichter macht. Sollte das nicht auf die Atmosphäre um uns herum seine Auswirkung haben? Der göttliche Geist freut sich darüber und singt mit uns „Ubi caritas et amor, Deus ibi est.“ Und den Transformationen hin zu geistlichen Verhältnissen in unserer Mitwelt werden einige Hindernisse genommen.

9. Spiritualität: geistvolle Verhältnisse für geistvolles Verhalten

³⁴ S. o. die Übung der liebenden Aufmerksamkeit.

Diese Konkretionen einer individuellen *via purgativa* könnten den Eindruck erwecken, dass den Fragen der Spiritualität auch in den Strukturen der Institutionen nur auf der individuellen Ebene nachzugehen sei. Das wäre jedoch wiederum eine Verkürzung. Sie würde dem Geist der Gemeinschaft nicht gerecht. Ob und inwiefern die Strukturen institutionalisierter Kirche und Diakonie als Räume Gottes, als Beziehungsräume des Geistes erfahrbar werden, liegt eben auch daran, ob und wie deren leitende Ideen in diesem Geist formuliert sind und ob dieser Geist sich in den operationalisierten Zielsetzungen wiederfinden lässt. Diese Frage ist, so meine ich, als erstes und immer wieder begleitend zu bedenken, wenn es um die Suche nach einer Corporate Identity geht. Sie ist die Leitfrage und hat Vorrang vor den Überlegungen zur angestrebten Betriebskultur.

Dafür ist zunächst einmal zu fragen, welchen *Stellenwert* Spiritualität in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen und Institutionen grundsätzlich hat. Wenn wir christliche Spiritualität als das gestaltete Leben in der Wirkungssphäre des göttlichen Geistes ansehen, dann ist sie ein *Grundphänomen* des Glaubens, ein Resonanzgeschehen. Dann ist sie „ursprünglich wie das Leben selber, ja sie ist die Ursprungsform des Lebens mit Gott.“³⁵ Als „Wahrnehmungsgefüge des Glaubens“³⁶ ist sie nicht Gegenstand der Suche, sondern immer schon *Ausdruck* der Suche nach Gottes verborgenem Da-Sein. Sie gehört dann nicht nur, wie es die Dokumentation zu den „Charakteristika einer diakonischen Kultur“ nahe legt, zu den „Handlungsvollzügen im diakonischen Leben und Arbeiten“, sondern weist selbst auf den Quell-Ort aller Handlungen christlicher Gemeinschaft hin. Sie ist nicht eine Aufgabe, die zusätzlich zu allem anderen „auch noch“ zu leisten wäre, sondern *das Medium*, in dem ihre gesamte Arbeit den ausdrücklichen Bezugspunkt findet. In der Art und Weise, wie sich die Gemeinschaft von ihrem Quell-Ort her bewegen und leiten lässt, werden die Beteiligten für seine Wahrnehmung geöffnet, geschieht die Arbeit an geistlichen Innen- und Außenverhältnissen, wird sie an diesen Verhältnissen und dem Verhalten der Christen erkennbar. Darum ist die ausdrückliche Suche nach Gottes verborgener Gegenwart, sind die konkreten Gestaltungen der *praxis pietatis* und in *diesem* Zusammenhang die Lebensformen und Arbeitsziele der christlichen Institutionen grundlegend.

Dies bedeutet, dass Spiritualität in christlichem Verständnis nicht zuallererst in ihrer Funktion für die Profilbildung evangelischer Einrichtungen im Konkurrenzkampf der Anbieter von Sinn und Hilfe betrachtet werden darf. Formen spirituellen Lebens, seien es Andachten oder Gottesdienste, Glaubensseminare oder Meditationskurse, Oasentage für gestresste Mitarbeitende oder ein Angebot zur geistlichen Begleitung sind nicht als Mittel für die Außendarstellung „einzusetzen“. Sie würden ihrem Wesen entfremdet und der in ihnen liegenden Möglichkeiten beraubt. Die Frage ist, wie eingangs gezeigt, immer zunächst in umgekehrte Richtung zu stellen: Wie werden die Organisationen und Einrichtungen von Kirche und Diakonie für sich selbst zu *Orten der Transparenz* für den Heiligen Geist? Wie öffnen sie sich selbst dem Wirken der Kräfte, die ihnen verheißen sind? Die spirituelle *Transformation der Menschen* in den Verhältnissen, in den Atmosphären der christlichen Gemeinschaften wie die *Transformation der Verhältnisse* selbst muss das oberste Ziel ihrer Suche sein. Dieses Ziel konkurriert nur dort mit den nach außen gerichteten Arbeitszielen, wo diese nicht von demselben Quell-Ort gespeist sind. Dort aber braucht es offene Diskussion, z. B. über das Wort Jesu „Trachtet zuerst nach dem Reich und seiner Gerechtigkeit, und das alles wird euch hinzugegeben werden.“ (Mt 6,33)

35 Sauter, 1998, S. 128.

36 Ebd.

Die konkreten Gestaltungen dieser Suche, ihre besondere Prägung und Intensität sind natürlich abhängig von den immer schon wirksamen Traditionen und Milieus. Doch wir können – als christliche Gemeinschaft wie als Einzelne – nicht nicht suchen, solange wir glauben. Und wir können dieses vom Glauben bewegte Suchen weder verschweigen noch privatisieren, wenn wir *selbst* als *Kommunio* in der Gemeinschaft des Geistes kenntlich bleiben wollen. Das bedeutet intentional und organisatorisch die ausdrückliche Sorge der *Leitungsverantwortlichen* dafür, dass dieses Suchen auch möglich wird:

- Das betrifft natürlich zunächst diese selbst: „Vernachlässige nicht die Geistesgabe in dir, die dir ... verliehen worden ist. Dafür trage Sorge, davon lass dein Leben bestimmt sein, damit dein Fortschritt für alle offensichtlich ist. Gib Acht auf dich selbst und auf die Lehre, bleibe dabei. Denn wenn du das tust, wirst du sowohl dich selbst retten als auch die, die auf dich hören.“ (1Tim 4,14ff). Wie lassen die, die andere Menschen leiten, sich in ihrem Führungsverhalten *selbst* geistlich leiten? Wie vermitteln sie, dass sie selbst „unterwegs“ sind und das *gemeinsame* Gestalten der Suche zu ihren wichtigsten Aufgaben gehört?
- Lassen sie die Orte der ausdrücklichen Suche und Wahrnehmung der Gegenwart Gottes nicht nur zu, sondern *fördern* sie auch deren Zustandekommen und Gestaltung?
- Wie sorgen sie z. B. dafür, dass potentiell alle Mitglieder sich mit ihren Möglichkeiten daran beteiligen können?
- Wie sorgen sie für die Förderung der Kompetenzen im Ausdruck des Glaubens: der Glaubenssprache und des Glaubensgesprächs, des Hörens auf die Glaubensgeschichten, des Betens und Singens, des schweigenden Verweilens in der Gegenwart Gottes? Gerade weil professionell Ausgebildete und Beauftragte hier oft (beileibe nicht immer!) einen „Vorsprung“ haben:
- Wie sorgen sie dafür, dass die Kommunikation des Evangeliums ein *einladendes* Angebot zu *freiwilliger* Teilnahme wird, so dass sich auch in der christlichen Tradition Unkundige, auch kirchlich distanzierte Mitmenschen angesprochen fühlen können?

Natürlich ist es eine Frage, wie sehr die – vorgefundene oder selbst gewählte – *praxis pietatis* uns selbst überzeugt, und wie weit sie trägt. Wie hilft sie uns, den Alltag zu bewältigen, den eigenen und den, den wir mit anderen teilen? Führt sie uns zu den „Quellen der Kraft“ auch wirklich hin oder bleibt sie frommes Programm? Erschließt sie uns hoffnungsvolle Perspektiven nach vorn, mobilisiert sie uns, oder bleibt sie in Wünschen und Appellen stecken? Ja, es stimmt, was Fulbert Steffensky über die „geglückte Halbheit“ und unser „Stückwerk“ beim „ehrbaren Handwerk des Betens“ schreibt: „Was man täglich tut, tut man selten mit ganzem Herzen. Im Alltag gelingt uns meistens nur das halbe Herz, und das ist viel.“³⁷ Doch er schreibt eben von einem *täglichen* Handwerk und seinen Regeln. Und er erinnert gerade in diesem Zusammenhang an den Satz aus dem Römerbrief (8,26): „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht wie wir beten sollen, wie sich's gebührt. Der Geist tritt für uns ein mit unaussprechlichen Worten.“ Dieses Handwerk ist ein Ringen um Gottes Wirken in unserem Alltag.

Dieses wie andere „geistlichen Handwerke“ steht im Kontext alltäglicher Herausforderungen: Arbeitsdruck und Zeitknappheit, Begegnungen mit schwierigen Menschen, Abbrüche und

37 Publik-Forum Extra. Beten, S. 8f.

Einbrüche, Scheitern und unangenehme Entscheidungen, ethische Dilemmata, personelle Konflikte, denen wir nicht ausweichen können. Eine Frage ist da schon: Halten wir dieses alles aus? Doch diese Frage müssen sich alle stellen, Glaubende wie Nichtglaubende. In einer christlichen Gemeinschaft, der die geistlichen Gaben anvertraut sind, lautet die Frage auch: Wie halten wir es aus? Wie nehmen wir *im* Glauben, *in* der Liebe, *in* der Hoffnung diese Herausforderungen wahr? Schaffen die Wirkungssphären des Geistes unter uns auch neues? Wie sind wir – als „Salz der Erde“ (Mt 5,13) – darauf eingestellt, täglich für den Frieden, für die Gerechtigkeit zu arbeiten? Wie wachsam sind wir, um es noch einmal auf die Ebene des individuellen Verhaltens zu verlegen, z. B. gegenüber der täglichen Versuchung, den selbst empfundenen Druck auf andere abzuwälzen, Vorurteile oder Feindbilder unkontrolliert zu übernehmen, über andere schlecht zu reden und uns selbst dabei ins rechte Licht zu rücken? Die „Erfahrung von Geist und Gott gegebener Kraft“, Luther spricht vom „Erweis des Geistes und der Kraft“ (1Kor 2,4; vgl. auch 4,20) wird sich auch hier zeigen oder eben nicht.

Um es in der dringlichen Metaphorik des *Glaubenskampfes* im Epheserbrief auszudrücken: Die Schuhe für die „Bereitschaft zur Freudenbotschaft des Friedens“ (Eph 6,15) müssen täglich an den Füßen getragen werden, damit wir diesem Frieden auch dienen können. Den „Langschild des Glaubens zur Abwehr der Pfeile des Bösen“ (V. 16) brauchen wir – wenn ich an die Atmosphären von Klatsch und Tratsch, von resignativer Bequemlichkeit oder auch von Mobbing in der Kirche denke – oftmals von einer Sekunde zur anderen. Die lebendige, freundliche Stimme Gottes als schützenden, umhüllenden „Helm der Rettung“ auf dem Kopf, der das eine Mal zu platzen droht und das andere Mal müde den richtigen, wichtigen Moment verschläft: wer braucht eine solche Umhüllung nicht? Und dieselbe Stimme als „Schwert der Geistkraft“, die uns anleitet, bei allem, was von innen und von außen auf uns eindringt, die Geister zu unterscheiden (V. 17): hat sie nicht ein weites Feld für Feinarbeit im Dienste der Gemeinschaft? Doch braucht dieser im wörtlichen Sinn notwendige Kampf seinen ausdrücklichen Reflexions- und seinen Übungsort.

Das spirituelle Interesse an geistvollen Verhältnissen in den Strukturen, z. B. an verantwortungsvoller Partizipation oder an Klarheit von Aufgabenbeschreibungen, muss gerade nicht zu einer Konkurrenz zwischen *fachlicher und kommunikativer Qualifizierung* und *Einübung spiritueller Kompetenzen* führen. Sie könnten sich ergänzen – wenn sie denn gewollt werden. Vielleicht müssen sie es sogar. Denn es dient dem einen Geist der Gemeinschaft, um einige Beispiele zu nennen:

- wenn eine Arbeitssitzung auch in der Weise effektiv geleitet wird, dass die Beteiligten sich als Personen angenommen und mit ihren Fähigkeiten ernstgenommen fühlen können;
- wenn angesichts der zunehmenden Arbeitsverdichtung die Betroffenen mit der Frage, ob und wie die Aufgaben zu schaffen seien, nicht alleingelassen werden, sondern die Arbeitsfelder und Verantwortlichkeiten – unter der Mitwirkung aller Beteiligten (!) – so beschrieben und begrenzt werden, dass die dort Tätigen auch noch Zeit zum Durchatmen und zum Nachdenken haben;
- wenn Menschen ein aktives Sensorium dafür entwickelt haben, wo und wie das Reden von Gott und das Fragen nach Gottes Wirklichkeit einer Situation angemessen ist oder welcher Frömmigkeitsstil für welche Gruppen förderlich ist;
- wenn Menschen eine Intuition entwickeln und die manchmal sehr einfachen Gestaltungsmittel dafür zur Verfügung haben, um zu entscheiden, welcher Liedvers, welches Gebet oder welche Entspannungsübung gerade gut tut.

Dies zu lernen und das Lernen in diesen Feldern zu ermöglichen, ist eine spirituelle Aufgabe an der Gemeinschaft und ihren Arbeitszielen.

Das lenkt den Blick noch einmal auf die *Personalentwicklung* und *Personalführung* in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen: Die oben angeführten – und sicher noch viele weitere – spirituelle Übungen sind in der Lage, auf ihre Weise dieses Lernen zu fördern. Dann gehört es zum Auftrag kirchlicher wie diakonischer Institutionen, Gelegenheiten dazu anzubieten. Es ist in ihrem Interesse. Personalförderung als Angebot zur *Persönlichkeitsbildung im spirituellen Lernen* ist eine nachhaltige „Investition“ zur Förderung geistlicher Verhältnisse in den professionellen und semiprofessionellen Organisationsformen von Kirche und Diakonie. Da dieses Lernen jedoch selten unmittelbar in entsprechendes Verhalten und gezieltes Handeln umzusetzen ist, bringt es sicher keine schnell messbaren Effekte. Es wird als *indirektes Lernen* immer mit Umwegen und Holzwegen zu rechnen haben. Seine „Erfolge“ sind zudem – wie im Fußball die Erfolge im Mittelfeld – wenig spektakulär, doch dort werden die meisten Spiele entschieden.

Wo im individuellen und gemeinsamen spirituellen Lernen, im langsamen Prozess des Aneignens von spiritueller Kompetenz, die Individuation wie auch die geistlichen Kommunikations-, Kooperations- und Leitungsfähigkeiten gleichermaßen ausgebildet werden, wird sich dieses auf die Atmosphäre in den Strukturen auswirken. Es wird die Entwicklung geistvoller Verhältnisse und ihrer Kenntlichkeit, d. h. auch die Entwicklung ihres Profils *von innen her*, fördern:

- *Individuation* meint hier z. B. das (Wieder-) Erlernen der Fähigkeit, sich körperlich, seelisch, kommunikativ, sozial im Hier und Jetzt wahrzunehmen und sich von dem „Geheimnis des Glaubens“ ansprechen zu lassen; das Klären von eigenen Konflikten und Schädigungen, von Ressourcen und Charismen im Licht der Gegenwart Gottes; das Entwickeln eines gesunden Verhältnisses zum eigenen Körper, zum eigenen Umfeld, zur eigenen Biografie.
- Ausbildung *geistlicher Kommunikation* meint z. B. das Entwickeln der Sprache für den eigenen Glauben im Kontakt mit den eigenen Erfahrungen und mit den Mitmenschen, die Fähigkeit zu situationsgerechter geistlicher Gesprächsführung und zur geistlichen Begleitung.
- Ausbildung *geistlicher Kooperation* meint z. B. die Arbeit an dem Verständnis von geistlicher Gemeinschaft als Arbeitsgemeinschaft im Dienst für andere, das Entwickeln der Achtsamkeit anderen gegenüber, das Klären des eigenen Konkurrenz- und Konfliktverhaltens.
- Ausbildung *geistlicher Leitung* meint z. B. die Arbeit an dem Verständnis von Leitung als Dienst an der Gemeinschaft, an der Grundhaltung der Demut im Verhältnis zur Macht. Sie meint das Entwickeln der Fähigkeit, anderen zu vertrauen und Aufgaben anzuvertrauen, die Grenzen wie die Gaben bei sich selbst und bei anderen wahrzunehmen und zu akzeptieren, Einsamkeit durchzuhalten; sie meint das Entwickeln der Bereitschaft, sich fachliche und seelsorgerliche Beratung zu holen, schwierige Entscheidungen im Gebet vorzubereiten, eigene Fehler einzugestehen und zu korrigieren.

Christliche Spiritualität als verbindende Bewegung erinnert dabei immer an die *Autonomie des Heiligen Geistes*. Wo wir lernen, uns seinem Wirken zu öffnen – und das nenne ich

letztlich spirituelle Bildung, Persönlichkeitsbildung – da ist Überraschendes und Erneuerndes, da ist Inspiration und Leidenschaft für die selbst gewählte oder auch aufgetragene Arbeit möglich. Ich traue hier der – natürlich immer nur selbst auferlegten – Disziplin von Frömmigkeitsübung noch anderes zu als dem kontrollierten, kontrollierenden Qualitätsmanagement zum Erhalt und zur Steigerung von fachlicher und kommunikativer Funktionsfähigkeit.

So hält eine entwickelte und gepflegte Spiritualität in der Gemeinschaft des Heiligen Geistes die Perspektive auf die „Wirklichkeit des Möglichen“ (Ingolf Dalferth) in den Strukturen offen. Sie ist selbst der Weg des Möglichen, dass der Graben des Mangels und der scheinbaren Vergeblichkeit in den Institutionen durch den Geist der Gemeinschaft überwunden wird. Seine *dynamis*, seine Charismen und Energien helfen uns, gemeinsam auch in den professionellen und semiprofessionellen Arbeitsebenen für geistvolle Verhältnisse zu sorgen. „Geformte Aufmerksamkeit“ für das Wirken des Geistes unter uns führt uns ein in die „Kunst des Wandels“ hin zu den Raumverhältnissen, die auch für andere wohnlich werden und transparent für die Gegenwart Gottes. Dabei geht es nicht primär um das äußere Profil, in dem wir uns darstellen, sondern um die *innere Statur*, in der wir dastehen und uns bewegen. Es geht um die Gemeinschaft in dem Leib Christi, die als solche ausstrahlt. Etwa so, wie Arnd Brummer seinen Traum von Kirche beschreibt:

„Dort, wo Kirche ist, in den Gemeinden, könnten die Gläubigen vorleben, was die Liebe Gottes und die der Nächsten ausmacht: Freude, Nähe, Wärme, Großzügigkeit. Und sie müssten jene, die gar nicht mehr wissen, was das bedeutet, zum Mitmachen oder einfach nur Dabeisein einladen, ihnen die Schwellenangst nehmen. Dazu müssten die Formen und Rituale, in denen sich die Treuesten wohl fühlen, einem unverkrampften Gemeinschaftsdenken weichen, das über Gottesdienste weit hinausreicht und ‚Miteinander leben‘ bedeutet.“³⁸

Literatur

Peter Abel, Spiritualität am Arbeitsplatz, in: meditation 1/2005, S. 36-39.

Michael Beintker, Christliche Spiritualität – Versuch einer Krieteriologie, in: Hans Krech/Udo Hahn (Hg.); Lutherische Spiritualität – lebendiger Glaube im Alltag, Hannover 2005, S. 39-61.

Gernot Böhme, Atmosphäre. Essays zur neueren Ästhetik, Frankfurt a. M. 1995 = es 1927.

Annegret Böhmer & Doris Klappenbach, Mit Humor und Eleganz. Supervision und Coaching als Beratungsangebote in Organisationen und Institutionen. Paderborn 2007.

Susanne Breit-Keßler / Nobert Dennerlein (Hg.), Stay wild statt burn out. Leben im Gleichgewicht, Gütersloh 2009.

Arnd Brummer, Glauben, lieben und experimentieren, in: chrismon plus, 06.2009.

Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Charakteristika einer diakonischen Kultur. Stärkung des diakonischen Profils, Stuttgart 2008.

Arne von Dressler, Diakonie und Spiritualität. Impulse aus der Welt der Kommunen, Neukirchen-Vluyn 2006.

38 S. 15.

Gerhard Engelsberger, Kleines Spirituale für Menschen in geistlichen Berufen, Gütersloh 2004.

Evangelische Spiritualität. Überlegungen und Anstöße zur Neuorientierung. Vorgelegt von einer Arbeitsgruppe der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Gütersloh 1979.

Magdalene Frettlöh, Gott, wo bist Du? Kirchlich-theologische Alltagskost, Bd. 2, Erev-rav-Hefte Biblische Erkundungen Nr.11, Knesebeck 2009.

Anselm Grün, Menschen führen – Leben wecken. Anregungen aus der Regel Benedikts von Nursia, Münsterschwarzach 1998.

Theo K. Heckel, Die Identität des Christen bei Paulus, in: Alexander Deeg/Stefan Hauser/Arne Manzeschke (Hg.), Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2007, S. 41-65.

Wolfgang Hemminger/ Hansjörg Hemminger, Wachsen mit Weniger. Konzepte für die Evangelische Kirche von morgen, Gießen 2006.

Andreas von Heyl, Wenn Arbeit krank macht, in: meditation 1/2005, S. 31-35.

Manfred Josuttis, Kraft durch Glauben. Biblische, therapeutische und esoterische Impulse für die Seelsorge, Gütersloh 2008.

Reiner Knieling, Konkurrenz in der Kirche. Praktisch-theologische Untersuchungen zu einem Tabu, Neukirchen-Vluyn 2006.

Margot Käßmann, Geistlich leiten in unserer Kirche, Vortrag vor dem Hannoverschen Pfarrvereinstag, Hannover 16.03.2009.

Ulrich H. J. Körtner, Wiederkehr der Religion? Das Christentum zwischen neuer Spiritualität und Gottvergessenheit, Gütersloh 2006.

Wolf Krötke, Beten heute, München 1987.

Hartmut Laufer, 30 Minuten für mehr Mitarbeitervertrauen, Offenbach 2007.

Arne Manzeschke, Diakonische Identität, in: Alexander Deeg u. a. (Hg.), Identität, S.142-163.

Jürgen Moltmann, Der Geist des Lebens. Eine ganzheitliche Pneumatologie, München 1991.

Ders., Gott und Raum, in: Ders. / Carmen Rivuzumwami (Hg.), Wo ist Gott? Gottesräume – Lebensräume, Neukirchen-Vluyn 2002, S. 29-41.

John O'Donohue, Anam Cara. Das Buch der Keltischen Weisheit, München 1997.

Simon Peng-Keller, Einführung in die Theologie der Spiritualität, Darmstadt 2010.

Richard Rohr, Ins Herz geschrieben. Die Weisheit der Bibel als spiritueller Weg, Freiburg Basel Wien 2008.

Gerhard Sauter, Die Kirche in der Krisis des Geistes, in: Walter Kasper / Gerhard Sauter, Kirche – Ort des Geistes, Freiburg Basel Wien 1976, S. 57-106.

Ders., Zugänge zur Dogmatik. Elemente theologischer Urteilsbildung, Göttingen 1998, S. 112-137.

Fulbert Steffensky, Das Haus, das die Träume verwaltet, Würzburg 1998.

Ders., Der alltägliche Charme des Glaubens, Würzburg 2002.

Ders., Sei streng mit dir, aber erwarte nicht zu viel ... Regeln für ein ehrbares Handwerk, in: Beten. Schule des Herzens, Publik-Forum EXTRA

Ders., Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005.

Ders., Wo der Glaube wohnen kann, Stuttgart 2008.

Hermann Timm, Das Weltquadrat. Eine religiöse Kosmologie, Gütersloh 1985.

Detlef Wendler, Was du suchst, hast du schon. Eine Anleitung zu heilsamer Spiritualität, Stuttgart 2007.

Ders., Wie du bist, ist es gut. Stuttgart 2008.

Peter Zimmerling, Evangelische Spiritualität. Wurzeln und Zugänge, Göttingen 2003.

Stand: 12.12.2017